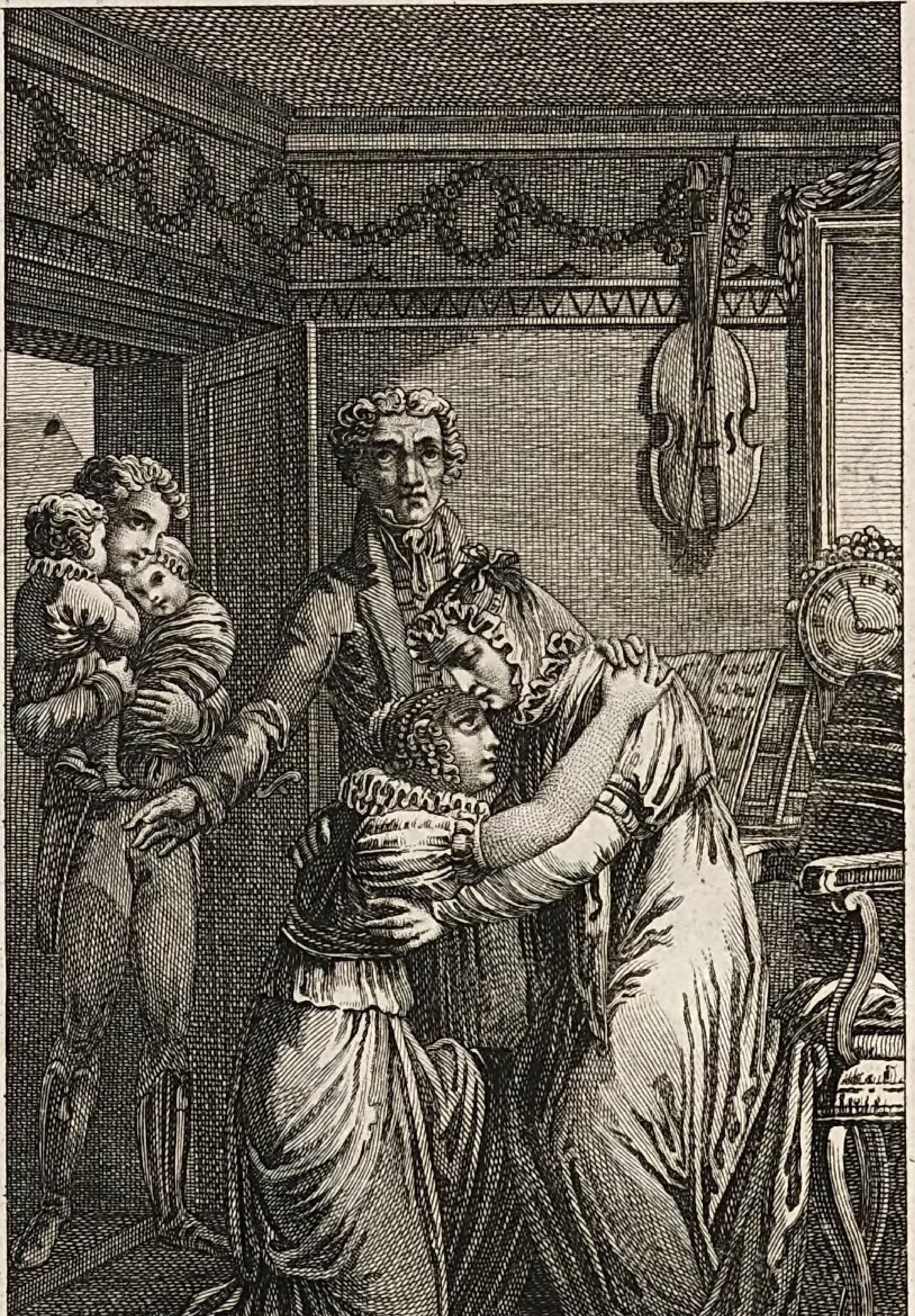

Ender del. M: Pölzel sc:

Walther

oder

das Kind vom Schlachtfelde

von

AUGUST LAFONTAINE

Erster Theil

Berlin

1814.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Walther,

oder

das Kind vom Schlachtfelde.

Von

A. Lafontaine.

Erstes Bändchen.

Die seltsame Familie.

An einem schönen Augustmorgen marschirten die flüchtigen, zerstreuten **schen Truppen durch Schladebach. An beyden Seiten der Landstraße standen die Schladebacher Bauern, zur Nothwehr mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, als Zuschauer, den Krieg und den Soldatenstand verwünschend; die Mädchen und Weiber, das junge, sonst so gesunde, jetzt so bleiche, abgehungerte Volk laut beklagend. Der Herr von Rausch that weder das Eine noch das Andere. Er ließ nur Bier, Fleisch, Branntewein und Brot unter die Durchziehenden vertheilen.

Da kam der letzte unter den Nachzüglern. Er zog am meisten das Gelächter der Schladebacher und die Aufmerksamkeit des Herrn von Rausch auf sich. Er geigte eine Melodie, zu der er sein Lied sang, und zu der ein Kind, das hinten auf seinem Tornister gebunden war, aus Leibeskräften schrie. Vor ihm her ging ein Pudel, ernsthaft.

nur von Zeit zu Zeit nach dem Herrn zurückse- hend. An seinem Degengurte hing an einem langen Stricke eine Ziege, und auf seiner Schulter saß ein schwatzender Staar.

Das Gelächter vermehrte sich, je näher der Soldat kam, dessen bleiches Gesicht sich jetzt bey dem Lachen mit den Zügen der Freude belebte. Der Herr von Rausch trat ein Paar Schritte weiter hervor, und fragte den Mann um etwas; aber der Soldat rückte behuthsam seinen Tornister vorwärts, ohne auf Rausch's Frage zu antworten, band das Kind los, und sagte, da es desto stärker schrie, nicht zu dem Herrn von Rausch, sondern wie zu sich selbst: „Sein Trompeter bläßt zu Tisch, wenn es Hunger hat, und so viel läßt sich nicht von einem Hoftrompeter sagen." Er legte das Kind auf den Rasen, stellte die Ziege an das Kind zum Säugen; und da alles im Gange war, grüßte er den Herrn von Rausch mit dem fröhlichsten Gesicht von der Welt.

„Ist das Kind sein, mein Freund?"

„Mein, wie irgend eins einem Menschen gehören kann. Das ist hier meine Haushaltung, meine Familie, von der ich Hausvater bin, und ich fordere alle Menschen auf, mir eine Familie zu zeigen, die sich mit meiner an Frieden messen kann. Ich, Vater und König!" Er schlug sich mit einem lustigen Trotze auf die Brust. „Da"

— auf die Ziege zeigend — „die Mutter! An ihrer gesunden, nährenden Brust hängt mein Erbprinz, mein Kronerbe; da liegt mein Hausfreund, der ehrliche Pudel, mein treuer Bedienter, und hier, plaudert mein Jak, mein Hofnarr, und erheitert mich, wenn meine gute Laune nicht vorhalten will.“

Was Rührendes für den Herrn von Rausch in den Worten lag, kam wohl mehr von der Art und Weise, womit der Soldat sprach, und von der Mischung von guter Laune und Bewegung auf seinem Gesichte.

„Wie heißen Sie?“ fragte Rausch, seinen Hut ziehend; denn an Ton und Worten erkannte Rausch den gebildeten Mann.

„Ich möchte wohl Mensch heißen, so wäre meine Familie das Ideal einer Menschenfamilie, so aber heiße ich Trapp, Euer Gnaden zu dienen! und —“ er hohlte aus seinem Tornister Brot hervor. Der Pudel legte sich schmeichelnd an die Seite seines sitzenden Herrn, der Staar hüpfte auf seine Kniee, die Ziege weidete in einem blätterreichen Gebüsche.

„Offne Tafel! wie es einem Monarchen zukommt,“ sagte lächelnd Rausch.

„Ja, und der Himmel mein Baldachin, und die Natur mein Speisesaal, und vier rohe Herzen wenigstens; ich bin, glaube ich, der einzige Undankbare in meinem Hause.“

In dem Augenblicke brachte Fräulein Auguste einen kalten Kapaun, und Fräulein Luzie eine Flasche Rheinwein und ein Glas. Sie waren hinter dem Gebüsche Zeugen der Unterredung gewesen.

Trapp zerlegte den Kapaun, und theilte ihn mit seinem Pudel. Aber er wurde stiller. Er schenkte langsam sich ein Glas Wein ein, als sänne er worüber nach. Er trank in Absätzen das eine Glas; dann streichelte er den Pudel, und sagte: „Warum gehört zu eurem Glück so wenig, und zu unserm so viel, mein treuer Pudel? Warum du nur essen und trinken, und ich Wein und Braten? Ich danke Ihnen, mein Herr, und Ihnen, Fräulein! Ich will nun mein Lager abbrechen und weiter ziehen.“

„Wenn Sie dürften,“ hob Herr von Rausch mit vorgestreckter Hand an, als böthe er sie dem Soldaten — „so möchte ich Sie ersuchen, einige Tage sich bey mir zu erhohlen.“

Hier schlug Trapp sein großes blaues Auge hell auf den Herrn von Rausch, und sagte: „Sie geben mir wohl auch einen andern Rock; denn seit das Glück mir das Kind gab, ist mir die Uniform zur Last.“

„Wohl mehr, als das“ sagte Rausch freundlich, und zeigte mit der Hand in den Eingang des Parks. Fräulein Auguste nahm das schlafende Kind in ihre Arme. Der Pudel eröffnete

den Zug, und so zog die seltsame Familie von Vater, Muttter, Sohn, Freund und Hofnarr durch den Park in das Schloß des Herrn von Rausch ein.

Fräulein Doris, des Herrn von Rausch Schwägerinn, kam dem Zuge mit einem bedenklichen Gesichte entgegen. „O Tante, liebe Tante, sehen Sie!" riefen die beyden Mädchen voll Freude — „welch ein schönes, welch ein allerliebstes Kind! Ein wahrer Engel!"

„Was gibt's denn?"

„Die Familie dieses braven Mannes, Schwester," sagte Rausch — „Vater, Mutter, Sohn, Hausphilosoph und Bedienter werden ein paar Tage bey uns bleiben."

Doris sah ein wenig verdutzt aus. Sie sah durch die Hausthür, um Herr und Frau zu erblicken.. „Das ist der Bediente?" fragte sie, auf den Soldaten zeigend.

„Bewahre! Das ist ein Volontair von der Armee, und der Vater der Familie, Nahmens Trapp."

Die beyden Fräulein, die etwas zu befürchten schienen, redeten leise auf die Tante ein. Dem Volontair wies der Herr von Rausch ein Zimmer an, wovon er mit seinem Freunde und Hofnarrn Besitz nahm. Der Ziege wurde im Garten ein reicher Platz angewiesen. Den Knaben putzten die Fräulein um die Wette aus, und zu Mit-

tag erschien der Volontair in einer artigen Kleidung des Sekretairs auf dem Schlosse, im Eßsaale, um Rechenschaft von sich und dem Kinde abzulegen.

Fräulein Doris flüsterte ihrer Nichte zu: „Man sieht doch gleich den Mann von Stande in ihm."

„Von mir," hob Trapp nach einem kleinen Bedenken an — „habe ich Ihnen gar nichts zu sagen."

„Nur das, Sie waren nicht für die Flinte geboren?" fragte Rausch.

„Ist ein Mensch dafür geboren?" fragte Trapp schnell. — „Und gilt's Vaterland, Weib und Kind, oder Gerechtigkeit: sind wir's nicht alle?" sagte er mit Augen, die heller wurden. „Genug, ich war Soldat, Volontair, wie Sie sagten." (Hier verbeugte sich Fräulein Doris, und Rausch schüttelte den Kopf ein wenig).

„In der Schlacht bey B** vor sechs Wochen — es war mein Geburtstag!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, und senkte den Blick auf den Boden.

„He! Sie waren dabey?" rief Rausch froh. — „Sie werden uns also beschreiben können —"

„Ja, ja! das Röcheln von zehntausend Sterbenden, das noch in meiner Seele wimmert, den Donner, die Flammen des Geschützes, die von den Blutströmen nicht verlöscht wurden! Die gebrochnen Herzen der Mütter, Frauen, Schwe-

stern, Bräute, an die ich dachte. Ja! ja! Am Abend zogen wir uns zurück, durch ein brennendes Dorf; da lag dieses Kind neben dem Leichnam — seiner Mutter. Wir mußten uns retten; denn die feindliche Cavallerie war hinter uns, des Kindes Leben unter den Hufen der Pferde. Da stürzte ich aus den Reihen, ergriff das Kind, hielt es gen Himmel, und rief verzweifelnd: Ein Leben gerettet! Wie viel habe ich zerstört! Die Cavallerie stürzte heran. Ich rettete das Kind, das Kind mich; denn jeder Säbel blieb über meinem Leben schweben, wie jeder das Kind sah. Ich stahl mich seitwärts weg, erreichte von einer anderen Seite unsre Truppen, und — sein Leben war gerettet."

"Herr Volontair!" rief Rausch und schüttelte ihm die Hand. — "Wie weiter?"

Trapp, ohne sein Gesicht zu verändern, fuhr fort: "Das Kind wimmerte vor Hunger. Wir alle hungerten. Da trieben Husaren eine Ziege her zum Schlachten. Ich ergriff die Ziege, rief: „„Husaren! die Ziege mir für das Kind da, oder mein Leben!""

"Herr Volontair! liebster Herr Volontair!" rief Rausch, und nahm den Volontair beym Kopfe und küßte ihn. "Mädchen!" rief er — "laßt ihn unbedenklich eure nassen Augen sehen. Hier darf weinen, wer ein Mensch ist, auch ein Mann. Weiter! weiter!"

Der Husar rief: „„Kamerad, uns hungert!““ „„Mich auch,““ sagte ich. — „„Aber tränke das Kind Blut, das habe ich für es; denn ich wurde bey seiner Rettung verwundet.““

„O wurden Sie, Herr Volontair?“ fragten alle drey Mädchen mit Schauer.

Trapp hob den linken Arm ein wenig auf, und fuhr fort: „„Laßt das Kind nur einmahl trinken!““ bath ich zuletzt. Ich legte das Kind an die Brust der Ziege. Ich sah die Husaren an. Sie lächelten. „„Wollt ihr die Mutter des Kindes schlachten?““ fragte ich. „„Gott bewahre, Wir sind keine Heiden! Behalt die Ziege!““ Sie ritten davon. Ich zog mit der Mutter und dem Kinde weiter. Seit sechs Wochen ziehe ich so, und mein Herz ist davon heiter geworden. Ich habe das Kind hundert Menschen angebothen in den ersten drey Tagen; aber jetzt bin ich sein Vater, es ist mir nicht um eine Welt mehr feil.“

„Herr Volontair! Herr Volontair!“ rief Rausch. „Hier ist der Ehrensitz bey meiner Schwägerinn, dem Fräulein von Schlagborn. Sie dürfen mir die ersten vier Wochen nicht wieder fort. Bringt die Suppe, und damit gut!“ Sie setzten sich und aßen.

Nach Tisch war des Fräuleins erste Frage: „Er ist doch von Adel? Denn, Bruder, ein Volontair —“

„Von Adel, und von ächtem, liebe Schwester, der nicht allein im heiligen römischen Reiche gilt, sondern auch in ganz Europa, in Spanien und Venedig sogar, wo, so viel ich weiß, der älteste Adel lebt; aber sein Adel geht incognito, Schwester! Was ein Volontair unter dem Militär ist, das ist er unter dem Adel."

„Das sah man ihm doch sogleich an."

„Ob er gleich den Pudel mit zu seiner Familie rechnet."

„Und so will ich selbst nach seiner Wunde sehen, Schwager! Ich verstehe mich auf so etwas."

Das Inquisitionsgericht, Wiedertäuferein und die Ammen.

Der Herr von Rausch wollte erst selbst nach seiner Wunde fragen, und so sah Doris ihren Schwager mit dem Volontair über den Hof in den Park gehen.

„Hören Sie, Herr Trapp," hob Herr von Rausch an — „Ich habe eine kleine Standeserhöhung mit Ihnen vorgenommen. Ich habe Sie zum Volontair gemacht, und geadelt."

Trapp stutzte, und stand.

„Bloß für die vier Wochen, die Sie bey mir bleiben wollen, um meiner Schwägerinn willen.

Von Adel sind Sie, und von ächtem; ob Sie ein Volontair sind, das —"

„Das bin ich, Herr Baron! Das bin ich!"

„Aber lieber Herr Trapp, ich wäre doch eben so neugierig, als meine Schwägerinn, den Stammbaum Ihres Lebens zu sehen; welche Begebenheiten Sie in Ihre Uniform bey Ihrem Herzen und Ihrem Kopfe gebracht haben."

Trapp besann sich ein wenig. Dann sah er den Herrn von Rausch hell und zutrauungsvoll an, setzte sich auf eine Rasenbank, neben Rausch, zeichnete mit seinem Stocke allerley Charactere und Kreise in den Sand, und erzählte dabey sein Leben.

Rausch sah ihn zuweilen an mit nassen Augen, mit Augen voll Verwunderung; er drückte ihm die Hand; er drückte ihn sogar an sich, während der Erzählung; und da Trapp mit seinem Lebenslaufe fertig war, und dem Herrn von Rausch noch ein Dutzend Inquisitorfragen beantwortet hatte, sprang der Baron auf, faßte den jungen Mann in seine Arme, und rief: „Vier Wochen, sagte ich? Vier Monathe, vier Jahre bleiben wir bey einander, das Leben hindurch, wenn es seyn kann; und wer an deinem Adel zweifelt, der hat's mit mir zu thun!"

„Auf vier Wochen sage ich mich zu, Herr Baron!"

„Als Herr von Trapp und Volontair!"

„Als was Sie wollen, so lange das gelten kann.“

Sie kamen zu Hause an. In der Zeit, da Trapp in Inquisition bey dem Baron war, hatte Fräulein Doris aus guten Gründen, die sie ihren Nichten nicht sagen wollte, die Hebamme des Dorfes hohlen lassen, um des Kindes Alter zu wissen.

Die Hebamme erklärte, daß der Knabe durchaus nicht älter als sechs Wochen seyn könnte. Doris stürzte ihrem Schwager entgegen, wie der zu Hause kam, zischelte ihm etwas in die Ohren, und Rausch sagte: „Ist denn Ihr Findling getauft, Trapp?“

Das wußte Trapp nicht; die Hebamme that dem Volontair einige Fragen, aus deren Beantwortung erging, daß es ungewiß war, ob das Kind getauft sey oder nicht.

Fräulein Doris ärgerte sich fast schwarz, daß weder ihr Bruder noch der Volontair darüber verlegen wurden. „Auf allen Fall wollen wir es taufen lassen, Trapp,“ sagte der Baron.

„Wenn es schon getauft wäre, Schwager! Ich bin kein Wiedertäufer!“ rief sie mit Abscheu.

Sie fragte Jeden im Hause um Rath; und niemahls war ein Haus in der Welt um Rath so verlegen gewesen, als das Haus des Barons. Denn sagte Jemand: ich dächte, es würde getauft; so

hatte sie die Antwort: wenn aber — und wenn aber auf den entgegengesetzten Rath.

Der Pfarrer wurde gehohlt, und stutzte, und Doris ging Trepp auf und ab, und rang die Hände, mehr darüber, daß Rausch und Trapp ruhig bey einer Flasche Rheinwein saßen. Sie war zwar fest entschlossen, das Kind taufen zu lassen; auf die Gefahr hier Wiedertäuferey zu treiben, aber die Angst dabey war etwas, was sie sich nie entgehen ließ.

Sie hatte den Pfarrer auf der Folterbank, und eine Minute darauf suchte sie ihrer Nichten prachtvolles Taufzeug zusammen, bath in Gedanken Gäste, zwölf Gevattern zum Nutzen des Kindes, ordnete die Gasterey, schlug für den Pfarrer einen Text in der Bibel auf zur Taufrede, war nun mit Allem fertig; und da sie nun in's Zimmer trat, den Mund öffnete, sagte ihr Bruder: „Der Junge heißt Walther. Ich, Sie und der Volontair haben Gevatter gestanden. Er ist getauft und Ihre Angst zu Ende."

Sie erstarrte. „Was hätten Sie am Ende anders machen wollen, Schwägerinn?"

„Das eben," sagte sie, und Thränen des Verdrusses traten in ihr Auge. — „So geht es immer!" rief sie, und verließ den Saal. Der Knabe war getauft, um heimlich Doris Angst zu endigen; das Kind hieß Walther, und beyde Fräulein trugen sich um die Wette mit dem Kinde.

„Eine Amme muß der Junge haben!“ Mit diesen Worten trat das Fräulein in's Zimmer, da die Herren eben an der zweyten Flasche waren. Zu gleicher Zeit schlug sie ein Buch auf von dem Doctor Hoffmann über die Wahl einer guten Amme.

Der Baron legte seine Hand dem Volontair auf das Knie, um ihn zum Schweigen zu bringen; denn er wollte ein Paar Worte für seine Ziege sagen.

„Ich bin zwar noch ein Fräulein, Herr von Trapp,“ hob sie erröthend an — „aber man muß aus der Noth eine Tugend machen.“

„Die denn auch darnach ist,“ fiel der Baron ein.

„Männer denken an nichts.“

„Weiber an zu viel.“

„Und so will ich Ihnen vorlesen, welche Eigenschaften eine gute Amme haben muß. Sie muß jung seyn.“

„Ich denke,“ sagte der Volontair — „der Arzt da und ich werden wohl einer Meinung seyn. Jung!“

„Gesund! zufrieden! ohne Leidenschaften! nicht boshaft! nicht geitzig! nicht dumm! ohne Empfindsamkeit — die falsche, denk ich, meint er wohl! nicht verläumderisch, nicht klatschig, nicht näschig, nicht falsch, nicht lügnerisch.“

„Potz!“ rief der Baron — „nach des Doc-

tors Meinung da müßte die Tugend selbst Ammendienste verrichten! Schaffen Sie mir solch eine Amme, Schwester, und ich will sie Morgen heirathen!"

Das Fräulein ließ den Ton gewaltig sinken. Der Volontair sagte: „Die Amme habe ich schon an meiner Ziege, bis auf den einen Fehler, den ich nicht abläugnen kann. Sie ist ein wenig näschig. Es lebe der Doctor!"

„Aber Milch von einem Thiere, meint der Doctor," hob Doris furchtsam an — „muß das Kind zu einem Thier machen."

„Romulus, Roms großer König, Schwester, wurde von einer Wölfinn gesäugt, und Cyrus von einer Hündinn; es wurden beyde große Männer." Kurz, trotz allem, was das Fräulein sagen konnte, blieb die Ziege des kleinen Walthers Amme, und zwischen Amme und Säugling ward eine herzliche Liebe. Wenn die Ziege meckerte, so lächelte Walther, und der Knabe gedieh trotz den Prophezeyhungen des Fräuleins.

Ein Blick in Diogenes Tonne.

Trapp war der Sohn eines Tanzmeisters in einer kleinen Residenz Deutschlands. Ich habe von dem Tanzmeister wenig zu sagen, als daß er seine Stunden alle Mahl mit einer Vorlesung anfing, von der seine schönen Schülerinnen und Schüler

wenig begriffen. „Der Tanz,“ sagte er — „gibt der Tugend die äußere Würde, und der Gerechtigkeit den Reitz des Anstandes. Kein Bösewicht wird tanzen lernen. Sein Tanz bleibt nichts als der schleichende, gebückte Gang der Katze, oder der wilde Sprung des Tigers, oder der lahme Lauf der Hyäne, oder die unordentliche Bewegung des wollüstigen Affen. Die Unschuld hat ihren Fußtritt, die Demuth ihre Verbeugung, der Adel seine Stellung, das Herz sein Portebras, den das Laster vergebens nachmachen möchte.“

Der arme Tanzmeister machte sich anfangs damit lächerlich; da er aber, wie jeder Erfinder eines Systems, alles an sein System setzte, und aus dem schiebenden Gange eines Ministers laut urtheilte, er sey zu einem Sackträger geboren, und den leisen und doch eiligen Gang eines Hofmanns den Kupplerschritt nannte, so verlor er in den guten Häusern seine Kunden und sein Brot. Aber er fragte nichts darnach. „Jede große, wichtige Entdeckung,“ sagte er stolz zu seiner Frau — „hat ihre Märtyrer gehabt,“ und seine Frau, die beste Frau von der Welt glaubte ihm.

Der Tanzmeister war ein junger, hübscher Mann. Er sah seine Frau, die Tochter eines Mechanicus, auf einer Hochzeit nur acht Tacte einer Menuet tanzen, und er beschloß, sie zu heirathen. Nach der Menuet ging er zu ihr an das Fenster, wo sie einsam stand, und sagte: „O du schöne Seele,

die du mit einem weichen Herzen die Stürme des Lebens muthig trägst, achten und lieben kann ich dich; aber belohnen nicht! Der Himmel träufle seinen Frieden auf dein Herz."

„Mein Gott!" sagte das Mädchen, und Thränen drangen aus den sanften, blauen Augen — „mein Gott, Herr Trapp! wie wissen Sie, was ich so geheim zu seyn glaubte?"

„Wie sollt' ich nicht wissen!" antwortete er fest. — „Und wenn dein Herz und deine Hand noch frey ist, so gib mir dein Herz, und ich schwöre bey deinem Herzen" — hier legte er seine Hand, kaum gefühlt, unter ihre linke Brust — „ich will dich ewig lieben!"

Es war etwas so Zutrauenerregendes in den Worten des Tanzmeisters, und in dem Tone, den das Mädchen mehr verstand, als die Worte, daß ihre Thränen noch stärker flossen. „Ich bin sehr unglücklich," sagte sie — „und sehr arm!" Aber sie wollte doch die bescheidene Hand des Tanzmeisters von ihrem Busen abwenden. So legte sie ihre Hand gegen seine, und die Liebe mag wissen, wie sich ihre Finger mit seinen ineinander falteten.

So standen sie, und die Thränen, die er vergoß, rührten sie noch mehr. „Nein, du Theure!" hob er wieder an — so sanft, so leise, und doch so nachdrucksvoll: „Du sollst nicht aus dem Leben gehen mit unerfüllten Wünschen, mit unerkanntem Werthe, mit deinem Herzen voll Tugend und

Gram. Die Geister der Liebe sollen um uns tanzen. Du bist mein!" Er schob ihr einen Ring auf einen der verflochtenen Finger, und dann benetzte er den Finger mit einem Kusse und einer Thräne.

Da hob sich die Seele und der Busen des Mädchens in stiller Seligkeit, und das aufgelöste Herz war sein. Ein Händedruck sagte es ihm, ein Erröthen der blassen Wange, und ein keuscher Seufzer war ein Bild von den Gedanken ihrer Seele, die so schön waren als seine Worte.

Sie zeigte ihm auf sein Bitten ihren Vater. Der Tanzmeister, auf den Flügeln einer seligen Liebe, schwebte durch den Saal, und warb bey dem Vater um die Tochter.

Der Tanzmeister hatte damahls noch die Kinder der Reichen zu unterrichten. Der Mechanicus gab ihm die Hand, sagte: „Sie bekommen einen Engel an Geduld, Demuth und Güte."

„Das weiß Niemand besser als ich," flüsterte der Tanzmeister. — Er tanzte mit seiner Braut einen Walzer; und war's die Liebe oder gar des Tanzmeisters System, schöner ist nie ein Walzer getanzt.

Er hatte sich nicht betrogen. Sie war die beste Frau auf der Welt, und sie gab ihm zwey Kinder, unsern Volontair Walther und eine Tochter Marie.

Die Liebe warf ihre Leuchtkugeln, ihre magischen Feuer, ihre Morgenröthen voll Freudenrosen, ihre Abendröthen voll blühender Hoffnungen auf das glückliche Paar, und verhüllte damit das dunkele, harte Leben der Frau; denn der Tanzmeister sah ohnehin nichts von dem Dunkel des Lebens.

Aus drey hübschen Zimmern zogen sie in eins, das auch recht hübsch war, und Madame Trapp zog aus einem seidenen Ueberzug in einen baumwollenen. Das eine Zimmer wurde von halbem Jahr zu halbem Jahr kleiner; alles Silber im Hause verwandelte sich in Zinn, und Sofa, Stühle und die übrigen Geräthe paßten sich nach und nach dem engen Stübchen, das der Tonne des Diogenes nicht unähnlich war, und am Ende der Vorstadt lag, an. Aus zwey Schüsseln wurden eine, und diese eine — ach! da erblickte, die kleine, geduldige Frau doch mitten durch die Freudenthränen der Mutterliebe, die helleren Leuchtkugeln, und schönere Morgenröthen herabwarf, als die Liebe, die dunkeln Flecken ihres verarmenden Lebens.

Aber die Armuth verdunkelte das Leben der Diogenes-Familie nach und nach, wie der Tag verschwindet nach und nach, erst unter der Wolke, welche die Sonne verbirgt, die dann sich mit dem Abendroth schminkt, das immer mehr erblaßt am dunkeln Himmel, dessen Nacht das Licht der Sterne mildert.

Der Tanzmeister lächelte, wenn seine Frau noch immer zu ihrem Stück Brot am Abend, den Tisch wie sonst deckte, und Teller aufsetzte, die Niemand gebrauchte. Es war der Frau eine Art Trost, er ließ ihn ihr, obwohl er lieber sein Stück Brot am Fenster gegessen hätte, um ein Schauspiel daraus zu machen.

Dann, wenn abgetragen war, nahm er seine Cremoneser Geige, und spielte sich mit einer zärtlichen Phantasie über das Leben hinweg; dann tanzten seine beyden Kinder, und nun brach die Freude seines Systems aus seinem Herzen. „Was sorgen wir, Liebe," rief er — „sieh ihn tanzen unsern Walther. Wenn nicht ein großer Mann in ihm steckt, und in Marien eine Frau zum hohen Himmelsglück irgend eines edlen Mannes: so will ich alle Freuden des Lebens abschwören!" Und das Mutterherz fing an, in hoffender Freude zu zittern.

Wurde es finsterer, und fehlte das Öhl dem Lämpchen, so sang er mit seinen Kindern und geigte dazu, und der Mutter Herz schwamm in neueren, zarteren Freuden, wenn sie die schönen Stimmen der Kinder hörte. Die Nachbaren sammelten sich still an dem kleinen Stubenfenster, und mancher Reiche, der im Vorübergehen ein Paar Minuten stehen blieb, beneidete dem frohen Philosophen seine Freude und seine Wonne.

Und ist er nicht zu beneiden, wenn ihr einen

Blick auf seine Bachanalien, auf seine Lucullusfeste werft, die er feyert, wenn er den Nachbarskindern in seinem Stübchen zum Tanze aufspielt, und choreognomische Fragmente dabey schreibt? in jedem Tanze die Götter selbst schweben sieht? Welch ein Allerseligen-Tag für den Tanzmeister, da er seine Cremoneser Geige gegen eine von Steinert vertauscht, noch zehen Louisd'ors in den Tausch bekommt, und Frau und Kindern neue Festtagskleider nach Hause bringt, ohne daß die Frau die neue Geige bemerkt, und das bittersüße himmlische Opfer? Stößt nicht sein Haus an das Roggenfeld, aus dem der Wind tanzende Wellen macht, und dessen Kornblumen und Klatschrosen alle seiner Marie gehören? Hängt nicht aus seinem Stübchen die schönste Johanniskrone der ganzen Gasse hervor, die Marie mit ihrem Bruder flocht? Steigen nicht die Lerchen jubilirend hoch in die Himmel empor, wie er über das Leben, und glaubt nicht die kleine fromme Marie, es sind die Stimmen der Engel im Himmel? Ist denn nicht der Schlag der liebenden Nachtigall nur der Wiederhall der schönen Liebesstimmen in seinem Stübchen? Und wenn sein Herz unter allen den Schätzen in zu reicher Freude zerging: fiel er dann nicht seiner Frau um den Hals, und schwor, sie allein sey sein Eden! und goß seinen Himmel schöner in die Seele seiner Frau? Nahm er nicht, wie sein Nachbar der Thorschreiber, von jeder kleinen

Begebenheit richtig seinen Freudenzoll, oder wie die Biene, von jeder Blume den reinen Tropfen süßen Honigs? O du guter Tanzmeister, es hätten Könige dir deine Tonne beneiden müssen, wüßten Könige, was die Freude des Lebens ist!

Jede Frau eines Staatsofficianten, zum Exempel eines Rathes von der Oberrechenkammer oder eines Kammerassessors, wünscht sich die Frau eines Künstlers zu seyn, eines Virtuosen, in irgend einer Kunst. Dem Mahler sitzt der Fürst ein Mahl; mit Mozart geht der Kaiser vertraut im Saale auf und ab. Es ist ein ganz anderer Blick, den ein Großer auf einen Bildhauer wirft, der an der Büste des Fürsten arbeitet, oder auf einen Schauspieldichter, oder auf den Bildhauer des Schauspieldichters, den Schauspieler selbst. Ein Paar Mahl in seinem Leben hat doch der Künstler die Equipage eines Grafen oder eines Fürsten gar vor dem Hause, oder er fährt selbst in einer fürstlichen Equipage! seine Büste wird von dem Gipshändler umher getragen; er hat seine schöne Zeit, in der er mehr einnimmt, als der Rath in zehn Jahren; die Frau eines Künstlers hingegen beneidet die Frau eines Raths um die sichere Einnahme bis an den Tod, um die feststehende Ehre des Amtes, um die mäßige Sicherheit. Sie will aus ihren Kindern nichts als Officianten machen. Madame Trapp hatte noch mehr Gründe, so zu denken. Sie suchte also ihre beyden Kinder, den

kleinen Walther und Marie, leise in die Bahn des bürgerlichen Lebens einzuleiten. Sie gingen also in die Schule der Vorstadt. „Es würde mich unendlich freuen, wenn der Walther einmahl, wie viele seines gleichen, hier in der Stadt ein Ehrenamt erhielte, eine Predigerstelle, oder die Stelle eines Kanzleysecretärs.“

„Liebe,“ rief der Tanzmeister — „jedes Amt ist ein Ehrenamt, wenn ein Ehrenmann es versieht, und der Minister mit seinem Sackträgergange“ —

„O lieber Mann, lieber Mann, setze das dem Jungen nicht in den Kopf! ohnehin hat er schon zu viel —“

„Zuviel kann der Mensch davon nicht haben, Liebe! Aber wie Gott und er selbst will! Ich denke, es steckt ein großer Mann in ihm, und Gott weiß, der soll heraus. Ob er einmahl einen Sessionstisch commandirt, oder eine Compagnie Soldaten, oder eine Classe Schüler, oder nichts: das ist einerley. Ich gebe ihm mit, was ich geben kann, wenn etwas in ihm steckt, Brief und Siegel, daß er es ist, den Anstand, daß er in jede Stelle paßt. Er wird nie verderben, wenn er tanzen lernt, Musik dazu, eine Stimme, wie eine Nachtigall, dein, liebe Frau, dein schönes Herz! Sey unbesorgt. Und so ließ der Vater geschehen, daß Walther im dreyzehnten Jahre den Fechtboden und die Reitbahn besuchte, deren Lehrer seine

Freunde waren, und so gut plastische Künstler des Menschen als er selbst, wie er sagte.

Der Hospitalprediger in der Vorstadt, der alles hatte, Geist, Gelehrsamkeit, Geschmack und eine unscheinheilige Tugend, um Consistorialrath zu werden, aber eben dadurch nichts weiter geworden war, als Hospitalprediger, war gerade so arm, als der Tanzmeister, und sein Nachbar dazu. Der Mann lechzte nach Beschäftigung zum mindesten, da ihm alle Freuden des Lebens versagt waren. „Wie glücklich ist mein Nachbar!“ rief er oft, und legte den Homer nieder, wenn er Musik, Gesang und den Tact des frohen Tanzes bey seinem Nachbar hörte. Er trat an einem Abende, da der Tanzmeister seinen beyden Kindern den gesternten Himmel auf seine Weise erklärte, zu ihnen. Die Bahn der Bekanntschaft war gebrochen. Die beyden Kinder, der Tanzmeister selbst, horchten auf des armen Predigers entzückende Beschreibung von Sonne, Mond und Sternen. Die Bekanntschaft des Armen ist schon Freundschaft.

Von diesem Tage an, war Walther oder seine Schwester bey dem Prediger, und der erkannte den Geist des Knaben; in dem, wie in einem warmen fruchtbaren Boden, die reichen Keime aller Wissenschaft lagen. Er zog den Knaben immer fester an sich; denn es war das Einzige, was er lieben konnte.

Dem armen Hospitalprediger war von allen reichen Hoffnungen seiner Jugend keine geblieben, als eine poetische, die Freyheit, die Natur, die Tugend und Gott; und da für einen armen Verachteten keine Philosophie besser paßt, als die stoische, so wurde Walther in dem leeren Hause des Predigers ein Poet und ein Stoiker. Es war ein Glück für den kleinen Walther, daß der Prediger die Menschen weder haßte, noch verachtete; denn sein Umgang, der zuletzt ein stäter Unterricht wurde, griff tiefer in des Knaben Seele, als seines Vaters frohes Herz, der Dornen für Rosen nahm, und in der dunkeln Nacht sich auf die Morgenröthe freuete, wie ein Kind, das die Augen verschließt, wenn Licht gebracht wird, um auf ein Mahl alles, seinen Christbaum, seine Mutter und seine Geschwister zu sehen.

Dieser Hospitalprediger — ich wollte, er wäre Instructor eines Kronprinzen, oder Kronprinz selbst — führte des Tanzmeisters Sohn in den Allerheiligen-Tempel der alten Dichter und Historiker. Der Lehrer hatte aus ihnen kein System zu erweisen, oder keine grammatische Schnitzer, oder keine lange und kurze Sylben; nein, er führte ihn einfach auf einen hohen Berg, und ließ ihn in aller Herrlichkeit alle Reiche der Welt schauen; und da der Prediger nichts loote, als wenn er begeistert war, so hob er des Knaben Seele empor, und die Wirkung war, daß des Schülers und des Lehrers

Seelen in Eins in heißer Liebe zusammen schmolzen. Ein sicheres Zeichen für Scholarchen und Schulephoren; ein anderes gibts nicht.

Im Tanzen, Reiten und Fechten schaute Walther mit dem hellen Auge gerade und lachend in die Welt. Er konnte so gut wie Andere tollen, prahlen oder ein Geck seyn. Aber wenn sein Lehrer, der Prediger, mit ihm ging vor Sonnenaufgang auf die Höhe, wo der See wie ein dunkelblauer Teppich zu ihren Füßen lag, und die Natur wie eine Nacht, bis die Morgenröthe emporstieg und die tausend Lerchen in ihr, und der Morgen den Teppich mit Flammen übergoß, und Lehrer und Schüler mit frischen Thautropfen, und sie nun ein Stück der Alten lasen: dann behielt der junge Mensch den Tag über ein trunkenes Auge und eine weiche Sehnsucht in der Brust. Sein Leben lag klar ausgebreitet vor den trunkenen Blicken, es war ein Leben voll Thaten, voll Tugend, voll Opfer, voll Liebe.

„Wie kann's denn glücklichere Menschen geben," rief der Tanzmeister, wenn der etwas davon merkte — „als Wir, Herr Nachbar?" Zutraulicher Thor, über deinem Haupte hing das zerschmetternde Gewitter schon!

Das Johannisfest.

Und Marie stand am Tage vor Johannis mit der Sonne auf. Sie schmückte sich mit ihren Sonntagskleidern mehr als sonst; denn sie war sechszehn Jahr alt. Die Mutter schob ihr, lächelnd über so vielen Liebreitz, den Strohhut mehr aus den Augen. Marie hatte nur an die Sonne gedacht, die Mutter dachte an die Begegnenden. Dann gab die Mutter ihr etwas Münze, „wenn du etwa vor Mittag nicht wieder kommst, so kannst du auf dem Berghause Brot essen und Milch, Marie!“

Es war nichts kleines, was Marie vorhatte, und was ihre Wangen mit dem schönsten Purpur schmückte. Es galt eine Krone, und zwar keine aus Metall, sondern eine Johanniskrone aus Blumen.

Sie war mit ihrem Bruder vor vierzehn Tagen auf der Höhe gewesen, von der er seine Wunder erzählte. Die Blumenbeete im Garten des Berghauses zogen Mariens Blicke mehr auf sich, als die unendliche Ferne und der große azurne See. „O Walther, sieh die himmlischen Blumen!“ rief das Mädchen stehenbleibend.

Der Wirth des Berghauses, ein Blumist, bath sie, einzutreten; und Marie, glücklich wie eine Fürstinn, trug ihren Strohhut ganz voll der schönsten Blumen nach Hause. Der Wirth hatte sie

eingeladen, den Tag vor Johannis wieder zu kommen, um für ihre Johanniskrone Blumen zu hohlen.

Sie hielt Wort. Das Berghaus wurde des Morgens fast gar nicht besucht, und Walther hatte versprochen, sie dort abzuhohlen. Sie ging zierlich und leicht dahin, die Mutter sah ihr lächelnd nach. Marie grüßte in jedes offene Fenster, und hinüber, jeden Nachbar, hockte sich vor des Thorschreibers Kinde erst nieder, und sprach mit dem Thorschreiber von ihrem Marsch nach der schönsten Krone; denn es war eine Angelegenheit der ganzen Gasse, daß Mamsel Marie die schönste Krone machte.

Der Thorschreiber sah ihr so lange nach, als er etwas von dem weißen Kleide sehen konnte, schlug, sich umdrehend, ein Schnippchen mit einem Gesichte, das ihm nie so freundlich gerathen war, und sagte: „Ein Engel von Mädchen!“

Marie tanzte dahin erst über die duftende Wiese, dann kam sie in den Eichenwald. Hier ergriff sie der schöne Gedanke, daß sie heute zum ersten Mahle so weit allein gehen konnte, daß sie ausruhen dürfte, ohne müde zu seyn, daß sie hierhin, dorthin und überall hingehen konnte. Sie setzte sich auf einen Eichenstamm, und trallerte mit in die Lieder aller Vögel. Dann wich sie seitwärts vom Wege, und ging auf dem elastischen Teppich

von Moos und Gras, der Viehherde näher, deren Glockengeläut sie lockte.

Wie glücklich war sie in ihrer Freyheit! Sie redete zehn Minuten mit dem Hirten, gab ihm etwas von ihrer Münze, und bog wieder den Weg ein, und wieder nach zehn Minuten hatte sie links einen Bach ohne Steig, aber den lieblichsten Weg zwischen Weißdorn und Schleengebüsch, in denen ganze Colonien brütender Vögel waren.

Sie kam an das Ende des Waldes, sie schaute von allen Seiten um sich. Sie erkannte die Gegend nicht. Das Herz fing ihr an ein wenig zu pochen, aber sie war auf einem betretenen Wege, der mußte irgend wohin führen, und weit ab konnte sie doch von dem Berghause nicht seyn.

Der betretene Weg führte wieder in einen Wald, wo ein fürchterliches Getöse sie erschreckte. Menschen schwarz wie Neger, liefen um schwarze Hügel her. Sie stand betreten hinter einem Busche still, um zu überlegen, ob sie sich den schwarzen Menschen anvertrauen, oder lieber zurückgehen sollte.

Aber auf einmahl sah sie, zehn Schritte von sich, einen ganz andern Menschen als die Neger dort, einen jungen Mann, gekleidet wie ein Jäger, und zum Wahrzeichen, daß sie ihm trauen konnte, einen großen Strauß Blumen in der Hand, daher kommen.

Sie erröthete bey jedem Schritte, den er that,

immer mehr; aber es half nun nichts. Sie sagte, wie er auf einmahl vor ihr stand: „Ich glaube, ich habe meinen Weg verloren, mein lieber Herr!“

„Wohin wollen Sie denn, mein liebes Kind?“ fragte der Jäger mit Blicken, die so heiter wurden als der Tag. Nach zehn Minuten wußte der Jäger alles, was Marie von sich erzählen konnte, ihren Nahmen, ihre Geburt, ihre Absicht auf dem Berghause, ihre unendliche, zutrauliche Arglosigkeit, ihre himmlische Unschuld, die nur die schwarzen Bergleute fürchtete, aber keinen, der so hübsch aussah als der Jäger, mit dem sie redete.

„Nach dem Berghause, liebe Mamsell Marie? Dahin wollte ich eben auch.“

„O wie schön ist das! Sie eben auch?“

Sie wurde gar nicht argwöhnisch, daß er mit ihr zurückkehrte. Sie setzte sich zutraulich neben ihn, da er müde war. Er nahm ihre Hand, und sie ließ sie ihm. Er scherzte mit ihr, sie erröthete nur, daß sie so wenig Lustiges zu antworten wußte. Er spielte mit ihren blonden Locken, die an ihren Wangen herabhingen, und sie hielt das Köpfchen so still, als ob es nichts wäre. Sie erzählte von ihrer Familie, von ihrem Glück.

„Und so haben Sie wohl gar keinen Wunsch mehr, Mamsell Marie?“ fragte er.

„Oft nicht, gar nicht oft.“

„Also doch zuweilen, liebes Kind? Welchen denn?“

»Ja,« sagte sie lächelnd vor sich hinschauend, als sönne sie darüber: — »Welchen? ja, wenn ich ihn zu nennen wüßte! Alles, was ich habe, ist es nicht; aber bin ich recht glücklich, recht sehr glücklich, so wünsche ich etwas, was ich nicht weiß. Aber etwas muß es doch seyn, weil ich mich dann so sehne.«

»Wissen Sie denn gar nichts davon?«

»Nein, nein! Wenn mein Bruder zuweilen auf der Geige phantasirt, und dann dazu singt, am Abend unter dem Sternenhimmel: so ist's, als schwebte es vor mir wie ein Engel, zwischen die Töne hinein, und alles, was die Töne nennen, das fehlt mir, und doch bin ich dann am glücklichsten. Sie werden mich auslachen.«

»Sie sehnen sich nach einer Freundinn,« sagte er, sich empor richtend, und sein Auge auf ihr sinniges Auge richtend, »oder nach einem Freunde.«

»Ach, nein, ach gar nicht!« antwortete sie. — »Denn Freund und Freundinn fehlt mir nicht. Sie wissen nicht, wie alle mich lieben, mehr als ich verdiene.«

»Ja, Marie, Sie wissen wirklich nicht, wie alle Sie lieben.« Sie drehte schnell ihr Auge auf ihn, was er meinte. — »Ich liebe Sie schon, wie Ihr Bruder, wie Ihr Vater, wie der Hospitalprediger.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte sie, ein Paar Grashalme abpflückend, und sie zusammen knü-

pfend. — »Ach, nein,« hob sie wieder an: — »diese Liebe der Meinigen stillt den Wunsch nicht, sie erregt ihn, und oft viel weniger als das, ein fallender Stern, ein einsam spielendes Kind, ein Paar Töne aus einem vergessenen Liede.«

Hier ließ der Jäger ihre Locken fahren, und seine Hand dazu; in seinem Auge lag jetzt, statt dieser muthwilligen Fröhlichkeit, ein stiller Ernst. Er sah sie lange an, aber nicht mit dem stechenden Blick wie vorher. Sie brauchte nicht das Auge so niederzuschlagen. Das Gespräch brach ab. Sie gingen weiter.

Sie gingen beyde ohne Worte weiter; aber in den Blicken des Jägers war etwas, was dem Mädchen über die Maßen gefiel; aber sie konnte es so wenig nennen als ihren Wunsch.

Sie kamen an ein großes Haus, Sie setzten sich in eine Laube. Hier trank Marie ein paar Tassen eines stärkenden Getränks, und der Jäger erkundigte sich hier nach dem Wege zum Berghause. Der Aufwärter bezeichnete ihn, daß sie nur durch einen Bach müßten, auf dem der Steig fehlte. Der Jäger faßte Mariens Hand, und nun zog er fröhlicher, viel fröhlicher mit ihr weiter.

Er scherzte mit ihr, er bewarf sie mit Blumen. Er drückte ihre Hand, endlich küßte er ihre Hand, und das goß einen Purpur der Beschämung auf Mariens Wange, und ein Mißtrauen in ihr Auge. Sie fragte mit einer Ängstlichkeit, wie weit

das Berghaus noch sey; aber die Ängstlichkeit verlor sich wieder; denn ihr Begleiter wurde wieder viel ernster.

So kamen sie an den Bach. Der Jäger ging durch, um seine Tiefe zu prüfen. Er war nicht tief. Aber Marie stand doch am Rande. Er that ihr den Vorschlag, sie hinüber zu tragen; aber nach dem Handkusse war doch das Mädchen scheu geworden. Da trug der Jäger mit großer Mühe einige große Steine zusammen zu Fußtapfen für sie. Sie ging an seiner Hand hinüber.

»O!« rief sie am andern Ufer mit dem ganzen Himmel im blauen, freundlich blitzenden Auge: — »wie kann ich Ihnen das je verdanken!«

»Was?« fragte er: — »das dort?« auf die Steine zeigend: — O Mamsell, Marie, was ich mehr für Sie that, als —«

»Was thaten Sie denn?« fragte sie.

»O, ich wollte, Sie könnten in mein geöffnetes Herz sehen, Marie! Zerworfen in dem heißen Fiebertraume zwischen den Pforten der harten, dunkeln Erde und des Paradieses, was soll ich mein nennen? was? Da erschien mir ein Engel, Marie, in Ihrer Gestalt. Von seinen himmlischen Lippen ertönte mir das Heilig! Heilig! Heilig! des Himmels; aber ich zweifelte doch. Und die Spielwerke der Erde, die ich verachte; — verächtliches Glas, brillantirt, scheint mir mehr als des Himmels Heilig! O,« hier wendete er sich von

Marien ab. — »Warum zertrete ich nicht den elenden Traum des Lebens, und ergreife den Strahl des schönen Himmelslichts? Warum,« — er hielt lange die Hand an der Stirn. Dann sagte er auf einmahl: »Lassen Sie uns gehen, Mamsell Marie!«

»Ich habe sie gar nicht verstanden, mein Herr,« sagte Marie, und sah betrübt in sein Auge, das er weg wendete, weil es naß zu werden anfing — »aber Sie verstehen mich oft zu Hause auch nicht.«

»Das ist's,« sagte er — »meine gute Marie! Das Leben liegt hart und stumm zwischen Herzen, die sich verstehen könnten. Ein Engel kam in alle meine schönsten Träume. Mich dünkte, er sang mit jeder Nachtigall, die mein Herz aufregte. Ich sah ihn heute, diesen Engel näher, deutlicher —«

»Gerade wie mir, gerade wie mir!« rief Marie. — »Hinter der Nacht, denk ich, wohnt er, nicht wahr? Aus der Morgenröthe, denk' ich, wird er herausblicken, nicht wahr? Wenn im ziehenden Winde die Wolken dahin schweben, denk ich, er wird hinter der Wolke stehen, und mir zulächeln, nicht wahr? Aber es ist alles nichts, gar nichts!«

»O laß uns gehen, Marie!« sagte hier der Jäger, und faßte hart ihre Hand, und zog sie eilend fort. — »Das Berghaus ist nahe, und wir müssen uns trennen, und wir sehen uns ewig nicht wieder.«

»Warum nicht?«

„Ich gehöre dort über den Bergen zu Hause, über dem jenseits. Du, Marie, gehörst hier zu Hause, in eine andere Welt. Wir treffen uns in den Räumen des Himmels, und wenn du dahin gegangen bist, mit deinem Bruder, und ich dorthin: so liegt die Ewigkeit zwischen unsern Herzen, und das Leben und der Stolz, und alles was Verachtung verdient, und die Hölle mit ihren Schmerzen. Aber es muß so seyn! Laß uns gehen!“

Sie ging mit ihm, und ihre Thränen flossen mild über ihre Wangen; aber in ihrer Brust war doch eine leise Seligkeit. Schweigend erreichten sie das Berghaus. Der Jäger kaufte die schönsten Blumen des Wirths und gab sie Marien. Da sah Marie ihren Bruder den Weg daher kommen. „Da kommt mein Bruder!“

„Gut denn,“ sagte der Jäger — „jetzt muß ich gehen, Marie! Auf ewig scheiden wir, Marie!“

„Auf ewig?“

Auf ewig! denn ich gehöre, weit von dir, weit zu Hause, in eine Höhe, wo keine Blume sproßt. Lebe wohl!“ Er drückte seine Lippen auf ihre glühenden Wangen, über die Thränen rollten. Dann drückte er ihre Hand an die heißen Lippen, dann an seine schlagende Brust. Er ging. Sie sah ihm nach, nicht dem geliebten Bruder entgegen, nicht

auf die Blumen sah sie, die in einem Korbe neben ihr standen.

„Das war doch ein schöner Morgen," sagte sie leise, da ihr Bruder in die Thür trat. Sie legte ihre beyden Hände auf ihres Bruders Schultern, und, die funkelnden Augen auf seine geheftet, erzählte sie ihm alles, was sie heute erlebt hatte.

„Siehst du nun wohl, Marie," sagte er lächelnd — „wie du bist? wenn dir der junge freundliche Mensch nun nicht begegnet wäre?"

„Wie ein Engel aus dem Himmel, der Irrenden zurecht hilft."

Sie gingen zu Hause, und Marie flocht den schönsten Johanniskranz mit Empfindungen in ihrer Brust, die schöner blüheten als alle Blumen in der Krone, und mit Wünschen, die alle schon erfüllt waren. „Was ist mit dem Mädchen?" sagte der Vater, „ihr Gang ist die Bewegung eines himmlischen Wesens."

„Und ihre Stimme das Jubiliren der Frühlingslerche," setzte die Mutter hinzu. — „Das macht die Johanniskrone; so schön war sie nie, als diesesmahl!"

Der Hospitalprediger ist des Teufels Kuppler.

Die reitzende Johanniskrone, auf die jeder begierig war; denn auf dem Rückwege hatte Marie ihren Korb mit Blumen in jedes Fenster hineinreichen müssen — flog zum Fenster hinaus auf dem Seile, das über die Gasse ging, und Maria saß auf dem Kämmerchen, und betrachtete das Blumenmeteor, und sie wiederhohlte sich den ganzen gestrigen Tag. „Wüßte ich nur seinen Nahmen!“ sagte sie auf einmahl, in einer süßen Beklemmung. — „Auf ewig nahm er Abschied? Auf ewig?“ Sie mußte doch lächeln; denn sie sah sein Bild in den Wolken, sie hörte seine Stimme am stillen Abend.

Wenn sie nur wüßte, was er gemeint hätte mit den Worten: er gehörte weit, weit von ihr zu Hause, in eine Höhe, wo keine Blume sproßt. Sie legte sich das bald so, bald anders aus. Und dabey wurde es ihr doch so gewiß, daß sie ihn wieder sehen müßte. Denn brannte nicht sein Kuß auf ihrer Wange und in ihrem Herzen noch fort? Sie nickte lächelnd mit dem Köpfchen, die Augen blitzten so muthwillig und so zuversichtlich, als hätte sie eben alles, was sie wünschte, und dann war alles auf einmahl fort. Auf ewig scheiden wir! Auf ewig scheiden wir, Marie! erklang's, und das Füßchen auf dem Spinnrade stand, und die Hand mit dem Faden stand fest in der Luft. „Woran magst du doch denken, Marie?“ sagte

die Mutter, und Rad und Faden bewegten sich wieder, und in dem Köpfchen rollte alles durch einander, wie in dem Herzen, bis alles wieder stand.

„Das ist doch wunderseltsam," rief sie — „daß ich das gar nicht vergessen kann!" Hob ihr Bruder die Romanze an zu singen: Ich wohn' auf einer Höhe: so fiel sie mit leisen Tönen ein: Wo keine Blume sproßt! Kurz es war mit Marien nichts mehr zu machen. Sie träumte am Tage, und wachte im Traume. Und so zutraulich sie den Tag vor Johannis alles erzählt hatte, was ihr begegnet war, so verschwiegen wurde sie mit allem, was in ihrem Köpfchen und Herzen von Johannis an vorging.

Bey ihrer Erzählung vor Johannis sagte der Prediger wenigstens zehnmahl ein bedenkliches Hm! Hm! Desto mehr freute er sich, daß Marie nach Johannis nicht ein Wort mehr sagte von dem jungen Jäger und ihrer Verirrung. Die Andern dachten gar nichts dabey.

Am Hubertstage saß die Familie zusammen. Der Tanzmeister, der kein Fest vorüber ließ, dem er nicht seinen Freuden Zoll abnahm, spielte ein Fanfare nach dem andern auf der Geige, und seine beyden Kinder sangen Jägerlieder dazu, die der armen Marie den jungen Jäger wieder vor die Augen zauberten. Da ging die Thür auf, und der Hospitalprediger führte einen jungen Menschen

in's Zimmer, dem Wather wie einem alten Bekannten entgegen sprang.

„Sie kennen den da?“ fragte der Prediger.

„Recht genau, denk' ich. Seit einem Jahre schon sind wir Freunde!“

„Freunde? und davon hast du nie ein Wort gesagt, Walther?“

Walther lächelte. Er legte sein Haupt an die Brust des fremden Jünglings. „Mir ists, als müßte man von dem Freunde nicht reden. Es ist etwas Geheimes, das dem Geiste gehört.«

Aber während dieser Unterredung stand der Fremde besinnungslos, sein Auge war nur auf Marien geheftet, und Marie, die, da der Fremde ins Zimmer trat, allerley kleine Geschäfte mit ihrer Schürze und ihren Locken gehabt hatte, sah jetzt auf, erblaßte, erröthete, eins ums andere, als wollten Röthe und Blässe auf ihrem Gesicht sich haschen. Und dann rief sie vortretend: „Das ist er! hoher Gott! das ist er! Vater, liebe, gute Mutter, o Herr Hospitalprediger, das ist er ja!„ Und — sie stockte, hold erröthend; aber sie both dem Fremden die Hand.

„Der dich am Tage vor Johannis zurecht wies?“ fragten Alle.

„Marie!“ sagte der Fremde bestürzt, aber feyerlicher, als, Marie ausgenommen, die Andern meinten, daß es für eine solche kleine Begebenheit paßte — „Marie, ich finde Sie wieder,

und so! so!" Er sah den Prediger an. — „Aber sie nannten sich ja Trapp? Und er heißt Walther?"

„Sein Taufnahme."

„Bey dem sie mich auf der Manege und auf dem Fechtboden nennen."

„Wunderbares Schicksal!" sagte der Fremde sehr feyerlich.

„Sehe ich doch nichts wunderbares dabey!" rief der Tanzmeister, und schüttelte dem Freunde seines Sohnes, und dem Führer seiner Tochter die Hand.

Der Hospitalprediger hatte ebenfalls Ansprüche an des Fremden Freundschaft; denn er sagte, den Fremden umarmend: „So habe ich Ihnen nur noch den edlen Vater, die gütige, theure Mutter vorzustellen, wenn Sie Walthern und Marien schon kennen."

„Sehen Sie," rief Marie dazwischen: — „auf ewig galt's nicht! Gerade zwey Monathe, gerade! Heute Hubert, den vier und zwanzigsten August, und damahls den Tag vor Johannis. Ach, ich habe den Tag nicht vergessen, den schönen Tag, den schönsten meines Lebens!"

„Und wenn es so ist," rief der Fremde, wie im Zorne: — „wenn das Schicksal selbst —"

Walther schlug ihn lachend auf die Schulter. „Was ist dir, mein Freund?"

Kurz, der Fremde blieb ein Paar Stunden beym Tanzmeister, und da er fort war, erzählte

Walther und der Hospitalprediger, was sie von ihm wußten. Es war nicht viel. Hier ist es.

Die zehn Gebothe.

Walther hatte Steigern auf dem Fechtboden und auf der Reitbahn gesehen, und nach seines Vaters System mußte er jeden Blick, den Steiger auf ihn warf, mit einem Lächeln, das auf einem Mädchengesicht eine Liebeserklärung gewesen wäre, beantworten. Auch sollte es eine Liebeserklärung seyn; denn es gefiel Walthern über die Maßen, daß Steiger jede Finte mit einem ehrlichen Stoße des Rappiers beantwortete, und trotz allen Vorstellungen des Fechtmeisters, die Finte sey die Krone, ja der Solitair in der Krone dieser göttlichen Kunst, dabey blieb: „Finte ist Finte, eine Spitzbüberey! Und ich will ein ehrliches Spiel."

„Spiel? mein bester Herr Steiger! Spiel? Zum Teufel, wenn's ums Leben geht?"

„Nun denn, so will ich im Ernst um so weniger betrügen."

Aber weiter als zu diesem Lächeln kam es nicht; denn Steiger lächelte nicht wieder. Auch war er Walthern zu reich, zu ernst, zu stolz, zu — alles war er ihm; aber am Lächeln nur lag's. Denn Walther hatte den Menschen im Innersten lieb.

Nun ging Walther vom Fechtboden um die Stadt zu Hause, durch ein Labyrinth von Gärten. Da saß vor einem Garten auf einem Stein eine Alte, bitterlich weinend, ärmlich gekleidet. Walther griff in alle seine leeren Taschen.

„Was ist ihr, Mütterchen?" fragte er mitleidig.

„Ach, der Unmensch!" sagte die Alte, über die Hecke zeigend, an der sie saß, mit noch schmerzlicherm Weinen.

„Unmensch!" riefs über die Hecke her, mit einer rauhen Stimme. — „Ich rathe ihr gutes!"

„O du Unmensch! o du hartherziger Mensch! die Gerichte Gottes werden dich treffen; deiner Aeltern Fluch!"

Die rauhe Stimme über der Hecke antwortete, und Walther vernahm mit Grauen, es waren die Stimmen von Mutter und Sohn, vernahm von der schluchzenden Frau, sie habe im bittern Hunger ihren Sohn um ein Almosen angesprochen, und der Sohn habe die Mutter aus dem Garten gestoßen.

„Nicht möglich!" rief Walther, und öffnete die Gartenthür. Die Frau trat unter Walthers Schutze wieder hinein, und machte dem Sohne die rührendsten Vorstellungen ihrer Armuth und seines Undanks.

Der barbarische Sohn stürzte nach langem Wortwechsel auf die Alte ein, um sie zur Thür hinaus-

zuwerfen. Aber wie eine Löwinn, deren Jungen man raubt, saß Walther dem Kerl an der Kehle. Der Kerl, groß und stark wie ein Riese, ergriff einen Weinpfahl, und Walther eine Hopfenstange, stieß sie dem Rießen zwischen die Beine, lief um ihn her, und warf ihn so zu Boden.

Er zerarbeitete dem Riesen Rücken und Schenkel. „Herr Walther, was gibts hier?“ fragte Steiger, der auf den Lärmen in den Garten getreten war.

„Ich helfe hier dem vierten Geboth ein wenig nach,“ rief Walther in unbändigem Zorn.

Der Riese rettete sich endlich mit der Flucht, und die Nachbaren, die sich gesammelt hatten, bestätigten der Alten Klage über den unbarmherzigen Sohn. Beyde Jünglinge gingen mit der Alten fort, um sie gegen den Zorn des Sohnes zu schützen, und Walther faßte wieder in alle leere Taschen, und fluchte, daß er nichts fand, der Alten zu geben. „Ich habe nicht einen Heller!“ rief er voll Unmuth.

„Der Kerl schien ein Riese,“ sagte Steiger. — „Wie brachten Sie ihn so schnell zu Boden?“

„Mit einer Finte. Ja, ich konnte mir nicht anders helfen. Aber ehrlich war meine Sache.“

Steiger drückte seine Hand, und nun stand die Alte vor der Thür eines Gärtchens, den man mit zehn Schritten abschreiten konnte! Steiger drückte der Armen Geld in die Hand. Da trat

aus der verfallenen Hütte ein sechszehnjähriges Mädchen, schön wie ein Frühlingstag, in ärmliche Kleider gehüllt, und wollte zurück, da sie die Herren sah.

„Das ist ihrer Tochter Kind?" fragte Walther, und jetzt erzählte die Frau, mit Blicken auf die jungen Herren und auf das Mädchen, ihre Begebenheit in geschwätziger Freundlichkeit. Das Mädchen hielt das schöne Auge, von dem eine Thräne nach der anden herab perlte, auf dem Boden fest, sich züchtig abwendend, sich mädchenhaft in ihre Kleider immer mehr verhüllend.

„O zum Teufel!" rief Walther: — „so jung! so wunderschön! und so unglücklich! O Herr Steiger, wäre ich so reich wie Sie! —"

Steiger wendete sich an das schöne Mädchen, das jetzt über und über erröthete, fragte nach ihrer Armuth, und jede Frage ging Walthern, der selbst arm war, durch das Herz. Er konnte nicht bleiben, er ging den Gang hinab, und die Mutter ihm nach.

„So schön! so schön! so wunderschön!" sagte Walther leise. — „O wäre ich reich! wäre ich reich, wie Steiger!" Die Alte sah ihn listig an. — „Ist der andere Herr reich?" fragte sie vertraulich und leise. — „Wenn Ihnen das Kind gefällt — Ich bin so arm, so sehr arm —"

„Was denn?" fragte stutzig Walther.

Sie zeigte Walthern die Hand voll Geld, das sie von Steigern hatte. „Das gab mir der Herr, ehe er das hübsche Kind gesehen hatte. Wie gesagt, lieber junger Herr! wir sind arm, und wenn Ihnen das Kind gefällt —“

„So — will sie uns ihre Enkelinn verkuppeln?“

Das Weib lächelte. „Aber geschwiegen, Herr! denn selbst das Mädchen darf nichts wissen, sonst geht sie davon; denn sie will nichts davon hören.“

In dem Augenblicke hob Walther sein Rappier, und bearbeitete die alte Kupplerinn eben so ämsig, als vorher ihren Sohn.

„Was Teufel! gibts denn hier?“ rief Steiger herbeyspringend.

„Ich helfe hier dem sechsten Geboth nach!“ rief Walther. — „Des Teufels Großmutter hier will Ihnen ihre schöne Enkelinn verkuppeln!“ Die Alte kroch in ihr Bohnenfeld. Walther stürzte zu dem Mädchen, das die Hände rang, und rief mit erhitztem Gesicht, des Mädchens beyde Hände ergreifend, und sie an seine Brust ziehend: „O du arme Unschuldige! O du reine Blume! Weißt du Kind, was deine Großmutter mit dir will? Verkuppeln will sie dich! Nein, nicht eine Stunde länger sollst du hier bleiben! Nicht eine Minute länger mit deiner Unschuld!“

Da stürzte das Mädchen zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie, drückte sie an den

Mund, der krampfhaft sich schloß. Ihre Zähne stießen zusammen vor Fieberfrost, ihre weiße, volle Brust stieg schnell wallend aus dem kleinen Tuche. „O Rettung!“ stieß sie endlich heraus, und hob das schöne Gesicht zu dem Jünglinge empor.

Walther riß sie auf, in seine Arme, an seine Lippen. „Müßt' ich für dich betteln!“ rief er — „stehlen! du gehst diesen Augenblick mit mir!“ Sie flog an seiner Seite aus dem Garten, seinen Arm umklammernd, und Steiger folgte ihnen mit einem schönen Lächeln.

„Wissen Sie, wohin?“ fragte Steiger. — Er sah in die Uhr, und jetzt wieder; „schon Sieben?“ sagte er.

„O ja, o ja!“ rief Walther mit einem begeisterten Entzücken.

Morgen denn sehe ich Sie!“ sagte Steiger, und eilte davon.

„Komm liebes Mädchen!“ rief Walther — „die Thüren des Paradieses werden sich für dich öffnen! komm!“ Er faßte des Mädchens Hand; aber wie er den Fuß hob, um hier oder dorthin zu gehen, da fiel ihm auf's Herz, daß er keinen Ort hatte, wohin er das Mädchen bringen konnte. Der Gedanke machte ihn verlegen. Er drehete sein Gesicht gegen des Mädchens schönes Gesicht, und sagte bestürzt: „Ja, wohin nun?

Doch schlug er langsam den Weg nach Hause ein, zwischen den Gärten durch. Aber mit jedem

Schritte mehr wurde seine Ungewißheit größer. In sein Haus, in sein Stübchen, das kaum seine Familie faßte, an seinen Tisch, der kaum Brot für sie hatte, dieses Mädchen — er besah sie genauer, und er wurde noch ungewisser — dieses Mädchen, kaum bekleidet, kaum verhüllt, kaum bekleidet wie eine Dorierinn. Er setzte sich auf eine Bank, und zog sie neben sich auf die Bank; den das Mädchen fing an unruhige Blicke auf ihn zu werfen.

Er saß in Dornen; denn die Vorübergehenden betrachteten das Paar mit sehr zweydeutigen Blicken. Er dankte dem Himmel, wie es dunkler wurde, und dankte dem Himmel auch nicht; denn die runde, leichte Hebengestalt — es muß heraus, guter Walther — fing ihm an im Dunkeln gefährlicher zu werden, als da er sie sehen konnte.

„Darin sitzt der Teufel!" rief er endlich, und faßte des Mädchens weiche Hand. — „Bleib du hier, liebes Kind," sagte er — „Ich hohle Geld und Kleider. Hier in diesem Gebüsche treffe ich dich wieder. Eine Stunde höchstens!"

Sie drückte seine Hand, sie legte ihr Gesicht an seine Schulter. Sie hatte nicht das kleinste Mißtrauen, als könnte er ausbleiben. Er rannte davon. Er suchte Steigern auf. Er gestand ihm seine Verlegenheit.

Steiger zog seine Börse hervor. Aber wo das Mädchen lassen? Das wars, womit sie nicht fertig wurden. „Lieber Walther, können Sie eine Nacht auf dem Felde bleiben? Die Nacht ist warm. Morgen schaffe ich Ihnen für das Mädchen ein schickliches Haus.“

„Auf dem Felde? O ja! Aber allein mit dem Mädchen? Ich glaube, Steiger, der Teufel sitzt in mir, das Mädchen ist schön wie eine Grazie, und fast gekleidet wie eine Grazie, und kurz, Sie müssen mit mir. Allein ich nicht!“

Die beyden jungen Leute kauften eine Flasche Wein, Gepacknes, auf dem Trödel einen seidenen Mantel, eine Haube, und ein großes Tuch, alles was Walther für nöthig hielt, aus der halbnackten Griechinn eine Priesterinn der Juno zu machen.

Es wurde aus dem Ernst ein froher Jugendscherz. Sie kamen bey dem Mädchen an, das ruhig noch im Gebüsch saß. Der Mond beleuchtete mitten im verhüllenden Gebüsch das drolligste Bachanal, das je von einem jungen Mädchen und zwey Jünglingen gefeyert ist, der und Mond durfte in der ganzen Nacht nicht einen seiner keuschen Strahlen zurückziehen. Das Morgenroth fand alle drey schlafend. Der jungen Hebe Haupt ruhete auf der Schulter Walthers. Aber sie war keusch eingehüllt in ihr Tuch und den seidenen Mantel.

Walther schlug ein lautes Gelächter auf, da sie erwachten; Steiger stimmte ein; das Mäd-

chen erröthete; aber sie lächelte doch. Sie schlich sich davon, und nach ein paar Minuten, die sie ihrer Toilette am Rande eines hellen Bachs zugebracht hatte, kam sie geschmückt von der schönen Röthe der Scham zurück. Aber das kleine Häubchen mit dem blauen Bande, stand dem blonden Kopfe, den sie mit mädchenhafter Kunst gelockt hatte, so wohl; der seidene Mantel, in den sie sich eng einwickelte, zeichnete die zarte, schlanke Gestalt so schön, und ihre Kleidung gab ihrem Wesen jetzt einen Anstand, der ihr gestern fehlte. Die Bettlerinn war verschwunden, und mit einem ganz andern Ton sagten ihre beyden Freunde zu ihr: guten Morgen! als gestern: gute Nacht!

„Und nun geh' du mit unserer Freundinn," sagte Steiger — „in den Jägergarten, bestelle dort das Frühstück. Ich will meinen alten Gottfried hohlen, der schaft uns Rath; denn wir — wir müßten in der That noch vier Wochen campiren." Er flog davon.

Gottfried kam mit seinem Herrn. Er schüttelte hundert Mahl den Kopf bey dieser Verhandlung der beyden Jünglinge, welche die Jungfer gern in eine Prinzessinn verwandelt hätten. Er rief beyde Herren allein. „Geben Sie dem Mädchen nur Hut und ein Kleid und Handschuhe, wie Sie wollen: so haben Sie es an die Sünde verkuppelt, und gewisser als die Alte."

Steiger stutzte, und Walther fuhr auf wie ein Bär, und nannte das Mädchen zehn Mahl in einem Athem, einen heiligen Engel. Aber Gottfried, von seinem Herrn gewöhnt, ernsthaft mit zu reden, focht seinen Satz durch, das Mädchen müsse sich ihrer Hände Arbeit nähren. „Hinter den Nähtisch, oder das Spinnrad gehört sie, aber nicht vor dem Spiegel. Wenn sie unschuldig ist, und das gebe Gott! so verderben Sie sie nicht, mein junger Herr!“

Kurz, Gottfried führte das Mädchen in die Stadt, zu einer braven Frau, die er kannte, und Steiger setzte sich mit Walther an das Frühstück. „Guter, braver Junge!“ rief Steiger, jetzt seinen Freund an seine Brust drückend: — „Warum waren wir nicht früher Freunde?“

Jetzt sind wir's,“ antwortete lächelnd Walther, die weichen, warmen Lippen an Steigers Wange legend, mit dem ganzen Ungestüm seines beweglichen Herzens. Doch Steigers kalter Ernst hielt ihn zurück. Walther hätte die keimende Freundschaft wieder zerstört, wenn nicht Steiger mit jedem neuen Tage auf den Fechtboden, Walthern neue Beweise seines Vertrauens gegeben hätte. Ihre Herzen schmolzen langsam in einander. Und obwohl Walther oft sagte: „ich lerne mich nicht in dich finden, Steiger! Ich liebe die Wärme,“ und Steiger ihm ruhig antwortete: — „ich liebe die Freundschaft!“

so fand sich Walther dennoch in Steiger, und sie waren Eins.

Walther erzählte Steigern hundertmahl von seiner Familie, von seinem frohen, muthigen Vater, von seiner sanften Mutter, von seiner theuren, edlen Schwester, aber er nahm so poetische Bilder, solch einen Schmelz von Farben zu seinen Gemählden; er machte aus seinem Hause einen Tempel, aus seiner Schwester eine Göttinn im Tempel, daß Steiger — der ohnehin den Bruder vor sich sah, mit diesem Reitz der Schönheit, der lieblichen Wärme seines Herzens und seiner Phantasie und dem unwiderstehlich liebkosenden Wesen einer himmlischen Unschuld, daß Steiger — sich es abschlug, mit nach seinem Hause zu gehen. Er sagte ihm, da ihm Walther seine Kälte vorwarf, freymüthig: „warum mußte ich die Nacht bey dir und dem Mädchen bleiben? du scheutest einen Reitz, Walther, den jedes junge Mädchen hat. Und deine Schwester? Wie du sagst, und wahrlich, mein Walther, ich zweifle nicht daran — das schöne Ideal der Unschuld, des jungfräulichen Reitzes, des Geistes und der Tugend. Laß mich! laß mich! Ich will dich lieben! denn dich darf ich lieben!“

Da stutzte Walther vor dem feyerlichen Tone Steigers. Er redete selten von seinem Hause mehr, von seiner Schwester fast nie. Der arme Junge wußte nur zu gut, wie schwach das Herz

eines Menschen von zwanzig Jahren ist. Dem Hospitalprediger gelangs, den jungen Menschen über die Schwelle zu bringen, vor der er scheuete. Das erzählt Steigers Brief am besten.

Steiger an Siegmund.

Du hast meinen Vater gesehen? und er ist dir vorgekommen als ein Mann, als ein großer Mann. Wem erschien er nicht so? und ist er es nicht? bin ich aber besser daran?

O Siegmund, Siegmund, läßt sich das Edelste im Leben mit Gelde bezahlen? Es ist großmüthig, sagst du, daß mein Vater mir einen offenen Wechsel gibt. Solche Väter gibts nicht viele. Hm ja! aber hätte er mich auf das Capital meiner Arme angewiesen, es wäre mir eben so lieb gewesen. Zieh hin, sagte er, da ich ging. Ich öffne dir alle Pforten des Lebens, der Beschäftigung, deiner Wünsche, der Länder. Lebe, mein Sohn, wie, wo du willst! O ist das nicht väterlich? wer läugnet das? daß ich aber sehnsüchtig auf die eine Pforte blicke, die er mir verschlossen, versiegelt, verbothen hat, ist denn das nicht menschlich? sprich!

Hätte er mich ziehen lassen, mit einer einfachen Warnung: Hüthe dich, mein Sohn, vor je-

der Verbindung mit einem Mädchen unter deinem Stande: so wäre ich ruhig dahin gegangen. Aber er erzieht mich in ungebundener Freyheit, gewöhnt mich, nur was Recht ist für Recht zu halten, und auf ein Mahl verbiethet er mir, je ein Mädchen aus dem Bürgerstande zu lieben — verbiethet — da ich Gründe will, gibt er mir eine gerunzelte Stirn; statt der Gründe, ein stolzes: ich will nun so!

Und wenn, mein Vater —

Und wenn sie eine Göttinn wäre, ich will nun so! Und du sollst nun so!

So reiste ich ab, und warum nicht das Eine deinem Vater geben, sage ich zu mir selbst, das Eine, so stolz er es befiehlt, und so gehe ich um jedes weibliche Geschöpf weg, das mir reitzend scheint, schlage die Bekanntschaft vielleicht mit dem edelsten weiblichen Wesen aus. War ich nicht ein Sohn, wie er Vater? Doch höre:

Ich komme von der Schmelzhütte am schönsten Sommermorgen, und gehe zur Stadt. Es hätte jeder Tag im Jahre seyn können, Siegmund, nur der Tag nicht. Am Abend vorher feyerte ich die Hochzeit des Schichtmeisters auf der Hütte mit. Es war ein fröhlicher Abend, wo ich in dem Kranze von schönen Mädchen des Lebens, und meiner alten Täuschung zu froh, zu frey genoß. Am Morgen darauf sah ich die junge Frau, wie sie erröthend die glühende Wange an der Brust des Ge-

liebten verbarg. Ich beneidete ihm des Geschick, das ihm erlaubte, seine Welt sich zu erbauen nach den Wünschen seines Herzens.

So ging ich. Mein Blut kreiste freyer und heißer in meinen Adern. Die frische Morgenluft, der fallende Thau, der von den Zweigen auf mich herabfiel, kühlte und befeyerte die Gluth, die in meiner Seele und auf meinen Wangen brannte. Das Geschwirre der Vögel, der reine Himmel, der Schatten im Walde, alles belebte meine sich sträubende Phantasie. Auf einmahl, umbeugend um ein Gebüsch, steh ich vor einem Mädchen, schlicht und recht, aber schäferlich, priesterlich, Grazienmäßig gekleidet, schöner als je ein Traum, je ein Gemählde, je ein Dichter gemahlt, und sie redete mich an, mit der Stimme einer Nachtigall. Sie hatte ihren Weg im Walde verloren.

Ich hob meine Augen auf, und richtete es der daher schlagenden Fluth des Reitzes entgegen. Eine Geisterstimme redete mich an, und sagte: sey heilig, denn der Genius der weiblichen Schönheit steht vor dir! Aber da sie neben mir ging, mir die Geheimnisse ihres Lebens anvertraute, mit einer edlen Unschuld: da war's, als ginge neben ihr ein Engel, die heilige Unschuld, und ein anderer, das stille Glück des Lebens.

Habe ich denn nicht mehr schöne Gesichter gesehen, mehr schlanke Gestalten? sagte ich zu mir selbst, wie ich so neben ihr ging. Muß nicht jedes

Mädchen ein Mahl unschuldig seyn, ehe der Hauch der Begierde sie berührt? Ich wurde lustig, ich scherzte mit ihr, ich sagte ihr Galanterien. Ich wollte um jeden Preis davon. Aber da drang das schöne, tiefe Gefühl ihrer ahnenden Seele durch ihre Lippen, in Worten, die mein Herz zu sehr bewegten.

Und wären die Worte erlernt? dachte ich wieder. Aber die steigenden Schläge meines Herzens, warfen mir die Unheiligkeit meiner Gedanken vor. So kamen wir, wohin sie wollte, nach einem Berghause, wo sie Blumen hohlte zu einer Johanniskrone. O welche Minuten! welche Stunden! Und dennoch stellte des Vaters Geboth sich zwischen mir und dem Glück des Lebens. Ich küßte ihre Wangen zum ewigen Abschiede, und ging.

Das that ich. Mein Vater rechte mit dem Sohne, wenn er darf. Ich hatte nicht gefragt, wo sie wohnte, wer ihr Vater war. Ich ging, ich hatte alle Opfer gebracht.

Du kennst Walther, und seine kleine Begebenheit mit dem schönen Mädchen. Er hatte mir von seiner Schwester erzählt. Es war als hörte ich Geßners Idyllen, wenn er davon redete. Manchmahl kam mir der Gedanke, wenn diese Marie von dem Berghause seine Schwester wäre.

Ich fragte ihn nicht. Mein Vater sey Richter über den Sohn. Ich fragte nicht.

Da war ich auf dem Berghause, allein. Ich saß hinter einer Laube verborgen. Zwey Männer setzten sich in die Laube. Ich bin Zeuge ihres Gesprächs. Ein höchst gebildeter Mann klagte seinem Jugendfreunde sein hartes Geschick, nicht mit der weibischen Klage der Erdrückung, sondern mit dem stoischen Muthe des Mannes. Aber da versagte ihm die Stimme, da er ihm erzählte, er hätte müssen seine Classiker aus Noth verkaufen.

Ich frage den Wirth, der mich nicht kennt, wer der Mann ist.

Ein armer Teufel, Prediger in der Vorstadt, ein sehr gelehrter Mann, wie man sagt.

Ich kaufe die Classiker in schönen Ausgaben, lasse sie binden, und sende sie durch meinen Alten, dessen Verschwiegenheit du kennst, mit einem artigen Billete dem armen Prediger zu, und bin glücklich.

Acht Tage darauf treffe ich den Mann auf dem Berghause. Wir reden mit einander. Der Mann gefällt mir ungemein. Er will seine Pfeife anzünden. Ich gebe ihm Papier, und gehe ins Haus, um Kaffeh zu bestellen.

Ich komme zurück, und mein Mann kommt mir mit offnen Armen entgegen. Er hat mich an dem von mir beschriebenen Papiere erkannt. Es war eine schöne Minute, da ich an dem Herzen

eines edlen Mannes lag, der mein Geschenk nicht verschmähte, und den es nicht erniedrigte.

Ich gehe mit ihm, um ihn in seiner Wohnung zu sehen. Er führt mich zuerst zu seinem Freunde, wie er sagt. Er öffnet die Thür, ich liege an Walthers Brust, und vor mir steht, in magischer Schönheit, Marie.

Und da ich nun nach dem ersten Handschlage zu der Familie gehöre, da Marie nun vor mir steht, mit der feinen, heiligen Jungfrauengestalt, mit dem schönen Oval des Gesichts, mit der Stirn voll Unschuld, auf die noch keine Unruhe eine Falte, eine Spannung gezogen, mit den blauen Augen, aus denen jeder Blick mich immer aufs neue begrüßte, mit der Freude, mich wieder zu sehen, die keine Liebe war, und schöner als Liebe, in der reinlichen häuslichen Kleidung, als wenn alle Freudengötter des heiligen Hausaltars um sie her stünden; o da sie mit mir hinausging an ihr Kornfeld, mir den Sitz zeigte, wo sie Abends saß, und — sie sagte mir das so offen fromm — und an mich dächte: — siehe, da tobte der wilde harte Geist der Zerstörung in mir auf, und die Erbitterung über mein dunkeles, unverdientes Geschick brauste empor, und die heiße, stille Begierde umnebelte meinen Geist, und flüsterte mir zu: knie vor ihr! sag' ihr dein Herz und dein Geschick! Und wenn dann ihr Herz klopft, wenn ihre Seele eine Thräne für dich hat, einen Wunsch,

ihr Auge einen Blitz der Liebe: so zertrümmere dein Vater dein übriges Leben; du bist ja denn doch selig!

Aber in diesem Augenblicke fragte sie mich so heiter lächelnd, so glücklich: nicht wahr, wir sind in unserer Unschuld so reich? Ich weiß nicht, wie die Mutter zuweilen sagen mag, daß wir arm wären. Und wenn auch, habe ich Sie doch noch einmahl gesehen!

Sieh', da mochte ich nicht wie ein Todesengel das Paradies der Unschuld und der unsterblichen Freude betreten. Ich wendete das finstere Auge ab, und so abgewendet drückte ich ihre Hand auf die sturmvolle Brust. Nicht meines Vaters Verboth hielt mich ab, nein, das selige Lächeln auf diesem Engels Antlitz, das Glück dieses Hauses; und da ich entschlossen war zu schweigen, da brach die Freude aus ihrer frommen Seele in meine dunkele, wie der Sonnenstrahl in ein dunkeles Thal, und alles glänzt, alles erheitert sich, und die Stimmen der Freude schweben frohlockend im schönen Thal.

Ich ging; und da mit jedem Schritte, der mich von ihr entfernte, — ich dachte auf immer — ein Himmel nach dem andern mir verlöschte: da wurde ich sanft und weich, und ich freute mich, daß ich schweigen konnte.

O wenn nach vielen Jahren das dürftige Leben, denn ohne sie ist es, wie arm! mich gefangen hält, dann will ich den trüben Blick auf diese

Paar Minuten richten! Magisch, wie eine vergangene Unschulds- und Jugendwelt, wird diese Minute in meiner Vergangenheit erscheinen, und sie wird mich trösten.

O mein Vater, ich kann vor dein Gesicht mit Stolz treten! Ich habe mehr als gehorcht.

Und nun lebe wohl!

Walthers Liebeshandel.

Eine edle Seele wird durch nichts mehr gehoben und veredelt, als durch Leiden. Findet sie nicht in ihrem Innern die Stärke, es zu überwinden, so keimt aus dem Abgrunde des Leidens eine himmlische Blüthe, die das Leben schöner bekränzt, als das Glück, und ewige Hoffnungen gibt statt irdische.

Der gemeine Mensch wird im Unglück nur kriechend, und im Glück übermüthig.

Walther besuchte ein Paar Tage nach seinen nächtlichen Bachanalien Sophien, so hieß das Mädchen, das er gerettet hatte. Er besuchte sie mit dem festen Vorsatze, sie von ganzem Herzen zu lieben. Wäre sie auch nicht so schön gewesen, als sie wirklich war, er hätte sie geliebt, weil er sie gerettet hatte; weil die dorische Kleidung ihr so wohl stand; weil sie am Morgen, da sie erwachte, die großen blauen Augen gegen ihn aufschlug und

nicht gegen Steigern. Er hätte sie geliebt aus tausend Ursachen. Die beste Ursache war wohl, weil er jung war.

Er hatte sich den ganzen Morgen von Sonnenaufgang an mit dem Gedanken getragen, sie zu besuchen, und so ging er rasch zum Thor hinaus, und von dem frischen Athem des Sommer-Morgens umweht, und von dem Athem der Liebe, unter dem Gesange der Lerchen zog er sein Herz voll Liebe, ehe er sie sah. In Walthers Kopf stand nichts als ein Engel mit unsterblichen Thränen am schönen Himmelsauge, die er trocknen sollte, die er allein trocknen konnte. Er ging mit einer weichern Liebe an den Kindern weg, die vor den Hinterthüren am Felde, nur noch mit Hemden bekleidet, am Morgen spielten; aber da auf einmahl alle Glocken in der Stadt läuteten, es war Sonntag — so ging er schneller mit einer unschuldigen Hoffnung in dem schlagenden Herzen um die Stadt, nach der Wohnung Sophiens.

Da lag das kleine Häuschen, das die Gestalt eines Tempels der Vesta in seinen Augen annahm. Er ging in stiller Scheu vorüber; denn er näherte sich der Geliebten zum ersten Mahl. Seine Liebe, denn diese Liebe glühete in einem reinen Herzen, — hatte Sophien geheiligt. Er stellte sie sich unter tausend Gestalten vor, bethend auf den Knien, und über dem bethenden Blicke stand der Himmel offen, sinnend über einen schönen Gedanken, ru-

hend am Busen einer Freundinn oder eines Engels. Am Busen eines Geliebten konnte er sie nicht denken. Honigthau der Blume war ihre Nahrung, der Morgenthau ihr Trank, und unter diesen Bildern ging er zu ihr ins Zimmer.

Gottfried hatte ihr, trotz seines Sträubens, die Haube mit dem blauen Bande lassen müssen, und für den Sonntag ein niedliches weißes Mieder und Rock; und heute war es ja Sonntag.

Sie ließ das Gebethbuch vom Schooße fallen; so schnell sprang sie auf, dem Jüngling entgegen. Sie war allein. Einen Blick warf er auf das Mädchen, den andern finster in das Zimmer, auf die Arbeitsgeräthe. „O," sagte er schmerzlich: — „wäre ich reich, Sophie!"

„O wie viel, wie viel haben Sie an mir gethan, Herr Walther!" rief sie, die Hände darüber zusammenschlagend, in dem Gefühl des Glückes, was die Behaglichkeit gibt, und ihre zierliche, reiche Kleidung ihr gab. Des Mädchens Herz schlug eben so hoch als Walthers; denn sie hatte die Blicke Walthers, die er auf sie warf, da sie in seinen Armen erwachte, wohl gesehen. Sie glaubte, sie wußte, sie war geliebt, und in ihrer Brust keimten alle Knospen der Liebe.

Er sah sie an und sagte leise, seine Hand nur ein wenig bebend: „O wie wenig ist das Leben, da es Sie nicht beglücken konnte! O über dem dunkeln Gewitter Ihrer Jugend, Sophie, steht ein

himmlischer Regenbogen einer bessern Hoffnung. Nur in Ihr Herz drückt der Schmerz seine Dornen, in Ihre Seele nicht, die, von der frommen Unschuld erhoben, in den Himmel schwebt."

Die Stimme des Jünglings war so zitternd, seine blauen Augen füllten sich mit Thränen, daß er auch in ihr Auge Thränen zog, und in ihre Seele ein fremdes besseres Gefühl. Sie hätte jetzt ihm die Arme geöffnet, um ihn an die liebeathmende Brust zu ziehen, wenn das Gefühl sie nicht beklemmt hätte. Sie schlug das Auge zu Boden, bedeckte die Thränen mit der Hand. Eben so hatte er sie in seinen Träumen vorher gesehen. Sein Blick voll Ehrfurcht, den sie sah, da sie das Auge wieder hob, machte sie blöde und scheu, blöder als sie war. Aber sie fühlte, daß sie den schönen Jüngling immer mehr liebte.

Da Walther von ihr hörte, daß Sophie allein war; so verließ er sie bald. Er ging noch träumender als er gekommen. Sophie wußte nicht recht, was sie von ihm denken sollte. Sie hatte alles anders erwartet, alles anders, nach der lustigen Nacht auf freyem Felde, und nach dem Gelächter, womit die beyden jungen Herren ihr den Morgen einen guten Morgen gewünscht hatten.

Walther ging zu Steiger, und hätte der nicht nach Sophien gefragt: so hätte Walther ihren Nahmen nicht genannt; aus so zar-

tem Aether war seine Liebe gewebt. Aber nun fluchte Walther kräftig auf das Mißgeschick, das den schönsten Erzengel des Himmels nicht in goldene Morgenröthen, sondern in schlechte Lumpen gehüllt hatte; daß die Hand, für die ein Zepter höchstens gut genug wäre, Flachs spinnen müsse.

Es that seinem Zorn keinen Einhalt, daß Steiger ihn an Penelope, an die Pallas selbst erinnerte. Er zürnte fort, bis mitten unter dem Fluchen Steiger ihn fragte, ob er das Mädchen liebe.

„Was fragst du?" fragte Walther hart entgegen, hart, weil er nicht nein sagen konnte, und ja nicht wollte.

„Ich frage nur, Lieber, Guter, weil ich dich liebe, und weil mirs so scheint, und weil — ich selbst — nicht lieben darf." Hier fiel er an seinen Hals.

„Laß mich noch alles verschweigen, mein Freund! Ich gestehe mir ja noch selbst nichts."

Steiger fragte nicht weiter; aber am dritten Tage, da Walther zu Sophien kam, fand er den Engel in dem Rosenroth einer seidenen Morgenröthe gekleidet, und in den blonden Locken seidene Myrten und Vergißmeinnicht. Sie flog ihm entgegen, und rief: „O ich danke Ihnen! Es ist alles zu schön, Herr Walther!"

„Mir danken Sie? mir?"

„O, ich weiß ja alles! Zwar hat Ihr Freund mir es verbothen, es Ihnen zu sagen; aber die Freude, mein Herz — Ich verdiene es nicht, Herr Walther!"

Walther hörte nicht mehr. Er betrachtete das reitzende Geschöpf mit stiller Liebe. O was hätte er gegeben, hätte er sie jetzt noch einmahl an seinen Busen drücken können, wie das erste Mahl, da er sie rettete. Das konnte er nicht; seine Liebe war der Nonnenschleyer, den er über sie hing, war das Sprachgitter, was ihn von dem Mädchen trennte.

Sie stand vor ihm mit zweifelhaft sinnenden Blicken, warum er nicht die Hand faßte, die sie ja gegen ihn gehoben hatte; warum er den unruhigen Busen, der unter der Seide schöner zitterte, nicht an seinem beruhigte? Sie erröthete, sie schlug das funkelnde Auge nieder. Sie wurde blöder und blöder; und nun schien sie ihm heiliger als vorher. Sie zeigte ihm aus Verlegenheit den Anfang einer Stickerey; für die Lehrerinn hatte Steiger gesorgt. Und auf einmahl blitzte es hell in Walthers Seele.

Mit einer ehrenden Behuthsamkeit erkundigte sich Walther nach dem, was Sophie wußte. Sie erröthete jetzt vor Schrecken; denn sie konnte kaum lesen. Aber mit rinnenden Thränen gestand sie es dem geliebten Jünglinge. „Ach, nun zittere ich —" setzte sie hinzu.

»Wovor zittern Sie, Sophie?« fragte er.

»Daß Sie es bereuen werden, mich gerettet zu haben.«

»O!« rief er: »o Sophie! Sie beschämen mich! Sie haben mich gelehrt die leisesten Stimmen des Glücks verstehen, und ich lehre Sie nichts, als die todte Stimme eines Buches begreifen. Er wollte sogleich anfangen. Sie bath noch um einige Tage Aufschub, und Tag und Nacht saß das Mädchen, das sich erst jetzt arm fühlte, bey dem Reichthum seiner Liebe, bey einem Buche, und lernte lesen.

Sie wurde nun zutraulicher, weil sie ihm gleicher wurde. Sie horchte auf jedes Wort von seinen Lippen. Sie fing an zu reden, wie er; und Steiger, da er sie wieder sah, lächelte über die Wunder der Liebe. Ohne zu wissen, was Walther von ihr wolle, ohne den Jüngling zu begreifen, der alle seine müßigen Stunden bey ihr zubrachte, das sehnende Auge auf sie geheftet, und doch so fremd blieb, fand sie doch bald den richtigen Weg, den sie zu gehen hatte. Sie ahmte ihm nach. Seine Stille machte sie still, seine Wehmuth zog Thränen in ihr Auge. Sie war blöde, weil er es war. Sie wurde immer mehr das Ideal der unschuldigsten Zutraulichkeit. Selbst Gottfried mußte gestehen, daß er sich geirrt hatte. Walther liebte Sophien immer heißer, und immer mehr ver-

hüllte er sie in den Schleyer der heiligsten Unschuld.

Sophie fühlte immer heftiger den Trieb, dem Geliebten immer ähnlicher zu werden. Sie fing an bey ihm zu singen. Sie lernte die Noten. Sie sang mit ihm. Sie fing an sich selbst zu achten. Sie glaubte den schmeichelnden Lippen des Geliebten, daß sie zu etwas Hohem bestimmt sey. Die Liebe befeuerte ihren Fleiß, und Steiger stimmte ein in das Urtheil seines Freundes: »sie hat einen reichen Geist.«

Zuweilen brach durch den schönen Schleyer des jungfräulichen Ernstes ein Muthwillen, eine Fröhlichkeit, die aber nur Steiger sah, nicht Walther; denn war Walther bey ihr: so lag in ihrem Herzen eine sehnsüchtige Zufriedenheit, die wohl zur Wehmuth wurde, aber nicht zur Freude. Sie fühlte, wie ihre ganze Seele sich dem Geliebten hingab, sie fühlte mit einer Art von erhabenem Stolz, wie sie geliebt war; aber begreifen konnte sie dennoch nicht, warum Walther ihr nie seine Liebe sagte. Sie war die Seele, die mit seiner eigenen, in seinem Herzen aufgewachsen war, der er sein Blut in seinem Herzen wie in einer Opferschale hingegeben hätte — ach, eben darum konnte er ihr ja nicht sagen, wie sehr er sie liebte, und er mußte mit seinem heißen Herzen

ewig von ihr mißverstanden werden! Ewig? Ach, sie glaubte zuletzt, er liebe sie nicht.

Die Ueberraschung.

Hasse war Walthers Freund durch die Musik, die ihre schönsten Harmonieen in seine Seele gegossen hatte. Sonst stimmten sie nicht zusammen. Hasse war dem fröhlichen Walther mit der Fröhlichkeit zu gottlos, beym Wein zu wild, in der Natur zu kalt. Aber er liebte ihn dennoch. Er bath ihn, mit einem prophetischen Zögern, Sophien Unterricht auf der Harfe zu geben. Er brachte ihn zu Sophien. Steiger besorgte die Harfe, und Hasse, mit einem frohlachenden Blicke, legte die Harfe an Sophiens Busen, stellte die schönen Finger auf die Saiten, und Walther wendete das Auge ab von dem Glück des Lehrers, das er beneidete.

»Weißt du Walther,« sagte Hasse nach ein paar Tagen mit leuchtenden Augen — »daß diese Sophie die Göttinn der Harmonie selbst ist? Aus der Schülerinn wird bald eine Lehrerinn werden. Sprich, wo hast du den Engel aufgestöbert?«

»Aufgestöbert?«

»Und diese Fröhlichkeit, dieser göttliche, geniale

Muthwillen, dieser blitzende, guthmüthige Witz des Mädchens!«

»Du sagst mir etwas neues, Hasse!«

Aber es war so. Hasse sah in Sophien so gut einen Engel als Walther, aber einen irdischen. Er fand in ihr das reichste, musikalische Talent, nur an der Handführung hatte er alle Augenblick etwas auszusetzen. Er setzte ihr zehnmahl in einer Stunde die Hände zurecht. Er lachte zuerst darüber, und Sophie lachte zuletzt mit. Er sagte dem Mädchen, er sang ihr vor, wie unbeschreiblich schön sie wäre, und das mit so viel muthwilliger Lustigkeit, daß Sophie undankbar gewesen wäre, wenn sie es hätte im Ernst übel nehmen wollen. Im Scherz nahm sie es oft übel, aber dann wurde er vor Lustigkeit ganz toll, und am Ende war es noch schlimmer, wenn sie gar lachen mußte.

»Ist denn das Lachen und Scherzen eine Sünde?« fragte er die schöne Ernsthafte; und kam er mit ihr darüber in Streit: so behauptete er, das wären Walthers Grundsätze, nicht ihre. »Denn Ihre Grübchen in den Rosen da sind zum Lachen gemacht, sagen Sie was Sie wollen, oder sagen Sie mir, wozu dieser schöne Reitz der weiblichen Wange dient? Sehen Sie nur einmahl in den Spiegel, und Sie sind meiner Meinung.«

Kurz, sie mußte zuletzt nur einwilligen, um den tollen Menschen zum Schweigen zu bringen.

Dabey aber brach die natürliche Heiterkeit ihrer Seele hervor. Hasse nannte sie unendlich witzig, und Sophie wollte einen unschuldigen Triumph nicht missen, der ihr so leicht war, und der ihr sogar zur Wehr gegen den Menschen diente.

Dabey machte sie in seinem Unterrichte solche Fortschritte im Singen und auf dem Instrumente, und Walther hatte so viel Freude daran, daß sie Hassen doch etwas zu gut halten mußte.

Aber auf einmahl erklärte er mit Lachen und mit einer lustigen Verzweiflung, er wäre in seine Schülerinn verliebt. Das war zu arg. Sie wurde sehr ernsthaft. Aber er fuhr fot: »warum sind Sie so schön, so reitzend, so liebenswürdig? Warum sind Ihre Augen Brennspiegel, Ihre blonden Locken Netze, Ihre Grübchen in den Wangen Wolfsgruben? Warum sind Sie so tugendhaft, so geistreich, so witzig, daß man Sie anbethen muß? Kurz warum sind Sie in der Welt, wenn ich Sie nicht zum Sterben lieben soll?«

Sie wendete sich mit Thränen ab; denn si, dachte an die stille, edle, heilige Liebe Walthers; aber sie mußte sich wieder herwenden, um fortzufahren, und Hasse fuhr fort von seiner Liebe so toll zu reden, daß sie die ganze Erklärung für einen Scherz nehmen konnte. Sie nannte ihn einen Narren. Sie verglich ihn mit Walther, und setzte ihn so tief gegen Walther, daß er seine Vertheidigung wohl übernehmen mußte.

»Es ist wahr, schönes Fiekchen,« rief er: »Walther ist ein Paradiesvogel gegen mich. Er fliegt so hoch über der Erde, daß ihm die Natur nicht einmahl Füße gegeben hat, weil er doch die Erde nicht berührt. Ich hingegen bin ein Rothkehlchen, das im blühenden Apfelbaum flattert, seine Stimme lustig hören läßt; aber auch sein Nest nicht über den Wolken baut, sondern wo es hingehört, ins Leben, auf die Erde, für das Weibchen und die Jungen sorgt. Ja, der Paradiesvogel, das ist wahr, scheint ein glänzendes Himmelsmeteor, aber nur wenn die Sonne scheint, das daher flammt und verschwindet. Ich bin nichts als Ihr treues Rothkehlchen, das aus Ihrer Hand frißt und selig ist, wenn Sie es von Zeit zu Zeit mit einem lächelnden Blick belohnen. Es ist wahr, Walther baut Ihnen einen offenen, hohen, goldenen Ehrentempel, wo er Sie als Göttinn anbethet; aber bemerken Sie wohl, in dem offenen Tempel ist es kalt, zugigt; ich baue Ihnen eine stille, verschlossene Hütte, mit einem Küchenherde und einem hellen Wohnstübchen, in dem die Freude, und das häusliche Glück, und ein Dutzend kleiner Genien mit Blondköpfen tanzen und singen.« Und nun tanzte er, dabey ein fröhliches Lied singend, so drolligt im Zimmer umher, daß Sophie lachen mußte, sie mochte wollen oder nicht.

Kurz, Hasse hatte was er wollte, er durfte von seiner Liebe mit Sophien plaudern, und er

plauderte so lustig davon, und doch zuweilen in gewissen Momenten so ernsthaft. Er kniete im Scherz vor Sophien, und dann funkelte sein Auge so ernsthaft, die Küsse, die er auf ihre Hand drückte, waren so feurig, die Worte so honigsüß, daß des Mädchens Eitelkeit zum mindesten in Bewegung kam.

Aber das schlimmste war, daß Walther immer in seiner ehrfurchtsvollen Ferne blieb, daß sie ihn nicht begriff, und seine Liebe nicht, und Hassens Liebe begriff sie. Hassens Fröhlichkeit gefiel ihr, seine Schmeicheleyen entzückten sie. Er stahl sich immer tiefer in ihr Herz. Aber alle ihre innersten Kräfte, eine geheime Stimme, die aber nur redete, wenn ihr Herz bewegt war, sprach für Walther. Ein stolzes geheimes Gefühl, wie Geisterschauer im Dunkeln, erhob sie, wenn sie an Walthers Liebe dachte. Sie hatte zwey Seelen: die eine frohe, lachende, begehrende, immer bewegte Seele gehörte Hassen; die andere, die nur in den geheimsten Tiefen ihres Seyns, und selten sich bewegte, aber dann ihr ganzes Seyn mit einer unbekannten Freude erschütterte, gehörte Walthern. Sie fühlte sich geschmeichelt durch Hassens Liebe, und erhoben durch Walthers. Und so — so — Es gibt schwache Momente für jedes Herz.

Einen Abend trat Walther leise ins Zimmer Sophiens. Es war Sophiens Geburts-

tag. Er brachte ihr ein Lied, was er selbst gedichtet, selbst componirt hatte, und worinn er ihr endlich seine Liebe erklärte; aber der verteufelte Hasse war schon ein Paar Stunden früher bey Sophien gewesen, mit einem schönen Hute, und ein Paar lustigen Versen an den Hut. Da Sophie gerührt wurde durch das Geschenk, denn Hasse war arm, und heiter durch die Verse, zog der junge Mensch aus seiner Tasche Gebackenes, und eine Flasche Champagner, um den schönen Tag des geliebten Mädchens mit allen Göttern der Freude zu feyern.

Ein Glas Wein konnte sie doch dem jungen Mann, ihrem Lehrer, nicht abschlagen. Er trieb so viel Possen beym ersten Glase, daß er das zweyte einschenken durfte. Er saß neben ihr, erzählte und plauderte und redete von seiner unendlichen Liebe, und mahlte die Zukunft mit allem Schmelz der Liebe und des Glücks. Sie trank das zweyte Glas, und ein fremdes oder süßes Feuer kreuzte in ihren Adern. Sie überließ ihm ihre Hand, die Wange sogar zu einem Kusse; denn das hatte sein Lied sich erbethen, und die frohe Dirne trank das dritte Glas des verrätherischen Weins.

Das süße Gift blitzte aus beyder Augen, brannte in seinen Liebkosungen, in seinen Küssen, die sie schwach abwehrte; die Dämmerung verhüllte sie vor sich selbst, und so — so.

Walther trat mit der unschuldigen Hoffnung,

mit der stillen Liebe im Herzen, das heute sich öffnen wollte, ins Zimmer, leise, ohne Laut, und erstarrte. Denn Sophie saß auf Hassens Schooße, in seinen Arm gedrückt, ihre schönen Lippen fest an seine gepreßt, ihren rechten Arm um seinen Nacken gewunden.

Er ging zurück, und zog die Thüre leise wieder an; aber auf der Gasse stand er vergehend. Dann floh er mit Thränen, die er zurückdrängte, weiter. Jedes Licht, das aus einem Fenster in sein Auge strahlte, verwirrte ihn. Waren es Blitze eines dunkeln Gewitters? und kein Donner folgte? Wie er endlich über sich den Himmel erkannte, und ein Paar einsame Sterne, die im Abendblau mit mattem Schimmer glänzten, da rief er leise: sind denn alle Sterne gefallen? alle? Ein Meer stürmender Gedanken und giftiger Schmerzen umfing seine Seele und seine Sinne. Er fand sich endlich wieder auf der kleinen Bank vor dem Gärtchen, aus dem er sie gerettet hatte. Alles wurde um ihn stumm und ausgelöscht. Er war allein und die Nacht. Unter dem Himmel zogen schwarze Wolkenmassen und lagerten sich im Morgen, und löschten den Vollmond aus, der eben herauf stieg. Ausgelöscht auf immer! sagte er, seine beyden Hände über die Brust legend.

In der stillen Mitternacht kam er an das Thor der Vorstadt. Er ging an einem kleinen Hause weg, wo man eine Hochzeit feyerte. Er schauete

durch die hellen Fenster, und sah die tanzenden Gestalten, aber die Musik hörte er nicht. Es schienen ihm Geister, die sich in Wahnwitz bewegten. Er fragte ein Mädchen, das zuschaute: „was ist das?“

„Hochzeit, Herr Trapp! sagte sie. Sein Nahme führte ihn ins Leben zurück. „O seyd glücklich!“ sagte er, der Unglückliche. „Euch ist Liebe geworden. O seyd glücklich und treu!“ Da kam er zu Hause an mit bleichem Gesicht und glühenden Augen. Marie hatte auf ihn gewartet. Er wendete das bleiche Gesicht von ihr ab, und sagte nichts; denn seine Stimme war gebrochen. Er rannte die Treppe neben ihr hinauf, auf sein Kämmerchen. Sein Kopf erstarrte mit dem Herzen. Er träumte nicht einmahl.

Der Volontair.

Am andern Morgen schweifte er gedankenlos im Felde umher. Dann trieb ihn ein dumpfes Gefühl in die Gegend, wo Sophie wohnte, und Hasse kam eben zur Thür heraus, den hellen Tag der Liebe auf dem frohen Gesicht. Sie stießen auf einander. „Was ist dir, Walther?“ so hätte jeder fragen müssen, der das bleiche Gesicht sah, mit den scharfen Zügen der Verzweiflung und den schlaffen der Trostlosigkeit. So fragte Hasse.

„Mache sie glücklich!“ sagte Walther hastig. „Sie liebt dich! Sie liebt dich!“

„Wer?“ fragte Hasse im Ernste. Denn die Scene von gestern war ja nichts in seinen Augen, als ein ungewisser Zufall, der ihm nichts als eine Hoffnung in der Ferne, und Sophien eine glühende Schamröthe gegeben hatte. Er war diesen Morgen mit Sophien nicht weiter, als gestern, ehe sie den Wein trank; aber er hoffte doch weiter zu kommen; denn Sophie hatte ihm diesen Morgen eine zitternde Hand gegeben, und konnte das brennende Auge nicht gegen ihn erheben. Er fühlte in seinem Innern, daß Walther von Sophien nichts weiter wollte, als er, daß Walther nur den weiten poetischen Umweg zu ihrem Herzen machte, und er lief nur über Zaun und Steig den näheren Fußpfad. „Wer?“ fragte er also, doch ahnend.

„Sophie,“ antwortete Walther und sah seitwärts, ihm die Hand reichend.

„O läugne nicht! Ich müßte dich sonst ermorden. Ich trat ja gestern Abend in ihr Zimmer, ich sah ja — ich sah — dich —“

Da verstand Hasse; denn er hatte gestern die Thür doch ein wenig schlagen hören, wie Walther sie zuschob. Hasse liebte Sophien, und er sah, was sich jetzt aus Walthers Besuch gestern machen ließ.

„Nun denn," sagte er verlegen — „wenn du gestern der warst, der uns sah: so kann ich freylich nicht läugnen. Aber was ist dir, Walther? dein Gesicht bleich, deine Stimme — was ist dir begegnet?"

Da brach ihm das Herz, und er warf sich in Hassens Arme. „Ich liebe Sophien! sagte er mit den leisesten Tönen.

Hasse erstaunte, schalt sein Mißtrauen, erboth sich, das Mädchen nicht wieder zu sehen. Walther legte die zitternde, kalte Hand auf die lügenden Lippen, drückte ihn an die Brust, und sagte: „Sey du glücklich! Mache sie glücklich; denn sie ist eine Heilige. Ich sehe sie nicht wieder!" und dahin flog er.

Hasse sah ihm gerührt nach. Aber da die Sache nun einmahl so war: so — fand er es nicht anstößig, sie zu seinem Vortheile zu nützen. Doch war er den Nachmittag in seiner Harfenstunde ernst wie ein Cato, und bescheidener als jemahls. Sophiens Wehmuth, die Behuthsamkeit, womit sie jede Bewegung, jedes Wort abwog, ihr Erröthen machte ihn noch ernster. Er drückte ihre Hand beym Abschiede mit einem tiefen Seufzer, der noch eine dunklere Röthe auf Sophiens Wange zog.

Walther kam nicht wieder. Sophie wurde unruhig; aber nach acht Tagen überwand sie ihren Widerwillen, Hassen nach Walthern zu fragen. Sie fragte: „Wo bleibt Walther?"

„Walther? Ey nun, sehen Sie, Sophie! Er hat Ältern, Freunde, Geschäfte. Er hat Sie gewiß nicht vergessen! Gewiß nicht!"

„Nun denn, warum käme er nicht?"

„Ich bin frey, liebe Sophie! Ich gehe, wohin mein Herz mich zieht, und lasse die Leute reden!"

Sophie schwieg bestürzt, schwieg wieder acht Tage, und fragte dann wieder.

Hasse lächelte. „Er denkt an Sie mit Freundschaft, gewiß! denn er hat mir gestern einen Gruß an Sie mitgegeben. Aber — kann er nicht eine Bekanntschaft gemacht haben, die sein ganzes Herz erfüllt, seine ganze Zeit fodert?"

Da schlug ihr Herz in Dornen; aber er kam nicht. Sie trauerte um den Freund, den sie liebte, und Hassens fröhliche Besuche zerstreuten sie Anfangs nicht; aber doch endlich; denn Walther kam gar nicht, und aus Hassens Lächeln, aus seinen Anspielungen mußte sie glauben, er liebte ein anderes Mädchen.

Ja, einen Tag fragte Hasse mit einem drohenden Finger: „Hat Walther Sie denn auch geliebt? Gerettet hat er Sie, für Ihr Glück gesorgt; aber hat er je ein Wort von Liebe gesagt?"

Da sank das Mädchen in die grundlose Tiefe der jungfräulichen Scham. Sie hatte sich in dem Herzen eines Mannes geirrt. Sie war zu stolz gewesen. Von diesem Augenblicke an behandelte sie

Hassen mit einem größeren Zutrauen, mit einem erzwungenen Schein der Liebe. Sie fragte nicht mehr nach Walther. Hasse mit seiner unendlichen Fröhlichkeit wurde dem Mädchen von Tag zu Tage lieber, und des Mädchens Talent für den Gesang, für die Musik, für den Tanz, den Walther sie gelehrt hatte, die Lebendigkeit ihres Geistes, der an keiner Fessel des häuslichen Lebens lag, als nur an der des Mädchens; ihr sprudelnder Witz, das rasche Gefühl für alles Schöne, das sich schnell entwickelte, weil kein Vorurtheil ihm entgegen stand; das schnelle Finden in alle Verhältnisse, was sie in ihrer Lage lernen mußte, da sie allein stand; ihre Unwissenheit in dem, was man Anstand nennt, die aus ihrer Erziehung übrig geblieben war, und die jetzt nur eine höchst reitzende Naivetät und eine kindliche Unschuld geworden war; die Satyre, die auf ihren Lippen schwebte, wenn sie das Lächerliche, den Stolz, den Geiz, die Narrheit und die andern Fehler der Gesellschaft sah, und die nur ein natürlicher Ausdruck ihrer Gedanken war, weil sie gar nichts davon wußte, erhoben sie in Hassens Augen, nicht zu einem Ideal schöner Weiblichkeit, sondern das Höchste, was er aus ihr machte, war eine Aspasia.

Sie deklamirte so schön, hatte für die Darstellung so ein ausgezeichnetes Talent, daß er hundertmahl auf den Lippen hatte, sie zu bereden, allen Ruhm und Reichthümer, den die Schaubühne

der ersten Schauspielerinn biethen kann, für sich anzunehmen. Seine eigene Neigung lockte ihn schon längst auf das Theater. Er hatte Talent dafür. Sie aber hatte einen bestimmten Abscheu gegegen das Theater, den er sich nicht erklären konnte. Und sie erklärte es ihm nicht, daß dieser Abscheu von Walther kam, der mit einer schönen Begeisterung so oft mit ihr von der erhabenen Bestimmung des Mädchens zur Häuslichkeit, zum verborgenen, stillen Leben im Arm der Liebe geredet hatte. Es war ein Opfer der Dankbarkeit, das sie Walthern, ihrem Retter, ihrem Wohlthäter brachte. Hasse hoffte, den Abscheu noch zu überwinden.

Es mißlang Hassen mehr mit dem Mädchen. Sie war seit ihrem Geburtstage so scheu, so behuthsam mit Hassen geworden, daß er nicht einmahl mit ihr seine Champagner Situation wieder gewinnen konnte, viel weniger einen entscheidenden Sieg; und machte er ihr über ihr Mißtrauen Vorwürfe: so sagte sie ihm gerade heraus, daß Walther gegen ihn ein Engel wäre. Hasse mußte sich zu der langen Straße einer zärtlichen Bewerbung um Sophiens Herz bequemen. Er mußte ihr das Gelübde ablegen, nicht mehr zu spielen, nicht mehr als zwey Glas Wein zu trinken, und endlich nach drey Tagen, die Sophie in einer seltsamen Trauer zubrachte, versprach sie ihm ihre Hand und ihre— Liebe.

Steiger war zuweilen zu Sophien gegangen. Der Schmerz seines Freundes jammerte ihn; aber Sophie, obgleich sehr ernst, wenn Steiger bey ihr war, sagte von Walther nicht ein Wort. Er erhielt Sophien noch immer; denn sie wollte durchaus nichts von Hassen nehmen. Steiger sah wohl, es ging in dem Herzen des Mädchens etwas besonderes vor; aber an ihrer Liebe zu Hassen konnte er nicht zweifeln. Er kam seltener, und dann fast gar nicht mehr.

Hasse, der an Walther und Steigern Aufpasser seiner Sitten hatte, und der das fröhliche Leben dennoch liebte und das Spiel, ging zuweilen in ein Wirthshaus auf der nahen Gränze, um ein Bachanal zu feyern. Er fand hier ein Paar Officiere. Er trank mit ihnen. Er spielte mit ihnen, und hohes Spiel. Er spielte glücklich.

Einen Tag verlor er alles, was er bey sich hatte, und da er von Wein fröhlich war, spielte er fort, und verlor eine so große Summe, daß er nicht im Stande war, sie zu bezahlen. Die Officiere drangen auf Bezahlung; aber in einem scherzhaften Tone, und tranken immer mehr mit ihm. Man schlug ihm in Scherz vor, sich auf einmahl von seiner Schuld zu befreyen, wenn er sich anwerben ließe. Hasse lachte und trieb Possen, und scherzend schlug er ein, und steckte das Feldzeichen, eine hohe Feder, auf den Hut.

Man brachte mehr Wein, und Hasse hätte sich vom Teufel anwerben lassen; so trunken war er.

Da er den Rausch ausgeschlafen hatte, und sich in einem Zimmerchen befand, vor dem ein Soldat Wache stand, der ihn zurück hielt, da er hinaus gehen wollte, so tobte er. Ein Officier bedeutete ihn ruhig zu seyn. Hasse erblaßte vor Schrecken. Die Officiere hatten Zeugen, daß er das Feldzeichen freywillig auf seinen Hut gesteckt, daß er die Spielschuld und eine Summe Geldes als Handgeld genommen.

„Sie müssen sich finden," sagte der eine Offizier achselzuckend — „ich habe Sie gestern ein Paar Mahl gewarnt; aber mit Ihrem Talente kann es Ihnen auf dieser Bahn nicht fehlen. Sie suchen, wie mir es scheint, das Glück, lieber Hasse! in unserm Stande ist es am schnellsten zu finden. Ein junger, muthiger Mann, voll Leben wie Sie, ist nicht geboren das Gewehr zu tragen. Aber Hasse stand vor diesen tröstenden Worten wie ein Verbrecher, bleich, zitternd. Er schrieb an Walther ein Billet, in dem er ihm sein Unglück meldete. Er schloß mit den Worten: Gott, was wird aus der unglücklichen, theuren Sophie werden!

Walther stürzte zu Steigern, um Geld zu schaffen. „Steiger war auf vier Wochen verreist," sagte der Wirth. Walther erstarrte; denn auch davon wußte er nichts. Er flog in das Wirthshaus, wo Hasse sich befand. Er flog in

seine Arme. Er flehete die Officiere an mit allem, was der Edelmuth rührendes hat. Er sagte ihnen, daß der junge Mann eine Braut hätte, welche die Verzweifelung und die Trennung von dem Geliebten tödten würde. Er erregte ihr Mitleiden; aber er bewegte sie nicht. Man machte Anstalt, die Rekruten fort zu schaffen.

Da ergriff Walthern das unendliche Mitleiden mit dem Mädchen, das er liebte. Er trat vor den Officier, und erboth sich, für den unglücklichen Jüngling zu marschiren. Die Officiere stutzten bey diesem Anerbiethen. Aber Walther blieb dabey. Sie gewinnen," sagte er — „ich bin ein besserer Soldat, als der da."

„Herr," sagte der eine der Offiziere — „wir nähmen Sie lieber, das ist gewiß; aber Sie bedenken nicht!"

„Ich habe alles bedacht, meine Herren!"

Der großmüthige Streit dauerte lange, und Hasse erwartete in Furcht und Hoffnung seine Entscheidung.

„Wenn aber mein Vater einwilligt," rief Walther. —

„Dann sey es!"

Walther schrieb an seinen Vater, und der Vater war am Abend da. Walther trug ihm die Sache vor. „Jetzt, Vater, kann ich mit dem was wir immer wünschten, einen Menschen glücklich machen."

„Ja,“ sagte der Tanzmeister leise zu dem Sohn: — „aber welchen Menschen? Sieh nur seine Stellung, die eingebogenen Knie, den vorstehenden Kopf. Um den Kerl thäte ich nicht einen Schritt. Und so, Walther, hatte ich nicht gewünscht, daß du den Degen ergreifen möchtest, so nicht, als Gemeiner.“

„Aber in einer edlen That einen Menschen zu beglücken, eine Braut, Vater! welche die Grazien im Tanz unterrichtet haben!“

„Desto schlimmer für das Mädchen, Walther, wenn sie mit dem da das ganze Leben durch tanzen soll. Aber mach', was du willst! deine Mutter wird jammern, deine Schwester auch, dein alter Freund auch. Aber unser beyder Wunsch ist es gewesen. Zieh mit Gott, wenn du willst!“

Die Sache wurde richtig gemacht. Hasse kniete vor Walthern nieder, da er fort sollte. Walther umfaßte ihn, und flüsterte ihm leise ins Ohr: „mache sie glücklich, und sage ihr nicht, daß ich für sie in den Tod gehe. Sag's ihr nicht!“ Der Vater gab dem Sohn, was er bey sich hatte an Geld. „Grüß die Mutter, Vater!“

„Zieh hin,“ rief der Tanzmeister,“ zieh mit Gott, und die Ehre sey deine Führerinn!“ er trocknete sein Auge, und am andern Morgen ging er langsam zur Stadt zurück, auf eine gute Art sinnend, wie er der Mutter die Trennung von dem Sohne anbringen wollte. Hasse war noch

den Abend vorher aus dem unglücklichen Wirthshause weggelaufen.

Des Tanzmeisters Heimkunft.

"So dacht' ich's nicht!" sagte der Tanzmeister, da er sich dem Thore näherte; — „aber wo auch mein Walther steht, in Reih und Glied, überall wird er mit Ehre stehen, er wird seinen Weg machen, dafür stehe ich." Mit den Worten war er im Thore.

Der Thorschreiber kam ihm entgegen, und mit einem Gesichte, auf dem ein ganzer Leichenzug lag. Was gibts, Nachbar?" rief der Tanzmeister hastig.

„Mamsell Marie, Herr Nachbar, ach das Gott! Mamsell Marie!" Er drückte dem Vater die Hand mit einer aufrichtigen Bekümmerniß.

„Was, in des barmherzigen Gottes Nahmen, was ist?"

„Sie ist fort, davon gegangen. Die ganze Nachbarschaft ist in Trauer darüber!"

Der Tanzmeister schritt schnell bey ihm vorüber, und bey zehn andern bekümmerten Gesichtern seiner Nachbarn, die alle hinter ihm herseufzten: „ach Gott! die armen Ältern!"

Er trat in sein Haus, und seine Frau kam

ihm keuchend einen langsamen Schritt entgegen, aber dann wendete sie das bleiche Gesicht ab; denn es war nicht in ihrer Gewalt, eine freundliche Miene zu erzwingen.

„Marie, liebe, gute Frau, so hörte ich —“ die Frau legte beyde Hände über die Augen, und schwieg.

„Dieser Brief von Marien,“ sagte der Hospitalprediger, und reichte dem Vater den Brief. Der Vater las:

„Mit welchen Worten, mein theuerster Vater, ach meine geliebteste Mutter! soll ich anfangen? Es ist mir, als müßte ich tausend Mahl das einzige Wort: lebt wohl, und verzeiht Marien! tausendmahl schreiben!

„O Mutter, merktest du an dem Zittern deiner Marie, mit dem ich dich zur guten Nacht in die Arme schloß, die Angst deiner Tochter, ihr Lebewohl nicht? Leise schlich ich in dein Schlafzimmer, ich kniete an deinem Lager, ich drückte heiße Küsse, ich strömte heiße Thränen auf dein Gewand. du nanntest sanft meinen Nahmen im Traum. O du hast mich gesegnet, gütige Mutter! Liebe Marie! sagte dein Mund. Da beugte ich meinen Mund über deinen, um der geliebten Mutter Athem aufzufangen.“

„Ach, ich muß euch verlassen! O gewiß, ich muß! O läge nicht das Schloß eines heiligen Ei-

des an meinen Lippen: nie hätte ich euch verschweigen wollen, was mich so glücklich macht.“

Glücklich! O meine Mutter, da habe ich das Wort gefunden, um es an mein Lebewohl zu hängen. Glücklich, glücklich ist deine Marie! Mein Auge hängt zwar voll Thränen; aber meine Brust ist wie ein Schmuckkästchen voll Gold und Perlen, so reich an Seligkeit. Ich mußte euch verlassen, wie du Mutter deines Vaters Haus; aber wo ich seyn werde, da werde ich mit stiller Sehnsucht sagen: ach dort hinter den blauen Bergen, dort am aufgehenden Mond, da wohnt deine Mutter, die mich liebte, und die ich verließ. O den ziehenden Vögeln, der schnellen Schwalbe werde ich meinen Gruß mitgeben, dem leichtenden Monde, der deine Thränen sieht, und allen Sternen. O der schönste sey dein Hoffnungsstern, der nicht untergeht. Das ist der Stern meines Glücks, Mutter!“

„O wie könnte ich schon enden, obgleich ich das Zeichen des Scheidens gehört habe; wie könnt' ich schon gehen! Die erste Lerche, die du hörst, gütige Mutter, spricht von mir. Das erste Girren der Nachtigall ist die Stimme meines Glücks. Ach, Mutter, eben so treue Arme als deine werden deine Marie umfangen; aber mitten in dem frohen Schlagen meines Herzens werden meine Thränen fließen, daß ich es dir nicht sagen kann, wie glücklich ich bin, daß du mir nicht sagen kannst: meine glückliche Tochter!“

„O ich sehe dich wieder, meine gute Mutter! Nein, die süße Stimme der Liebe hätte mich ohne dieses Versprechen nicht aus deinen Armen gelockt. O dann werde ich zu selig seyn, wenn deine glückliche Tochter vor dem Angesichte der Mutter wieder steht, wenn ich dir zitternd sage: endlich hat dich mein Herz wieder! Nein! ich würde es nicht sagen können, ich würde nur in Wonne verstummen, und an deinem Herzen zittern.“

„O lebe wohl, Mutter! lebe wohl; Grüße alle, die ich liebe, die mich lieben, meinen traurenden Bruder, meinen theuren Lehrer! meinen Vater!“

„Siehe nun ists, als sollte ich mein Herz vom Leben abreißen, als ginge eine dunkele Gestalt vor mir, die mir sagte: O fliehe nicht! Aber ich muß! ach ich muß! Ach, Mutter! ach Geliebte! Ich scheide von dir! Ich komme! O laß mich fahren, Mutter, ich sehe dich wieder!“

„Auf den Knien schreibe ich jetzt, und Thränen rollen aufs Papier: Lebe wohl, beste Mutter! lebe wohl. Deine Marie.“

Die Mutter sah verstohlen während des Lesens ihrem Mann ins Gesicht, und da er erblaßte, ließ sie die Hände von ihrem noch bleichern Gesicht sinken; aber der Tanzmeister erblaßte nur, weil er zu dem Verluste der Tochter noch den des Sohnes anzukündigen hatte. „Wäre es anders, liebe

Frau," sagte er, „wenn gestern Marie Hochzeit gehalten hätte, und sie zöge heute mit ihrem Manne davon?"

„Aber dein bleiches Gesicht, lieber Mann!"

„Ich wollte, es wäre roth und glänzend, als Moses Gesicht, da er Gott gesehen hatte; denn was kann ein Vater nach Gott schöneres sehen, als einen Sohn in der edelsten Handlung seines Lebens?" Bey diesen Worten fand sein Gesicht die Farbe wieder, und sein Herz den edeln Muth. Marie ist in dem Arm der Liebe fortgezogen, und Walther im Arm der Ehre. Gott segne sie beyde! Und wir wollen uns desto mehr lieben. Ich bringe dir das Lebewohl unseres Sohnes. Sieh', Frau, wenn ich bedenke, wie viel schmerzliche Minuten der Trennung von geliebten Kindern voran gehen müssen: so danke ich Gott, daß wir es mit einem Zucken des Herzens abmachen können."

„Gott, wo ist Walther? Was sagst du?"

„Soldat ist er! Er hat seines Herzens schönsten Wunsch erfüllt, und meinen und deinen, wenn du ihn liebst."

„O Mann, Mann!" rief die entseelte Frau: — „Was thust du mir?" Nun erst fing sie an zu jammern.

Der Hospitalprediger wollte sie trösten; aber der Tanzmeister schob ihn fort, und führte seine Frau an das Kornfeld, und sagte: „Ich bitte dich, Frau, wirf einen Blick an den hellen Himmel, in

die Sonne! Ja, läge ein grauer dämmernder Himmel über der Erde, wo dich kein Strahl des Sonnenlichts, kein Strahl eines Sterns berührte; so könntest du glauben, es wäre kein Morgen, keine schönere Zeit als das Leben; aber ich bitte dich, sieh hinauf in den unendlichen Himmel, in die Sterne, die um den Thron Gottes herstrahlen, und stehe fest und ruhig unter Gottes Hand! Marie schreibt, sie ist glücklich, dein Sohn läßt dir sagen, er ist glücklich. Sie haben beyde ihres Herzens geheimste Wünsche erreicht, und du willst Gottes Güte anklagen?"

Das tröstete wohl die gute Frau; aber den Tanzmeister nicht. Schon am Mittag, da die verweinte Frau mit einer matten Stimme sagte: „Ich brauche den Tisch zum Essen nicht abzuziehen," sagte er: — „Zieh ihn ab, Liebe! Wir wollen denken, sie sitzen noch beyde mit uns da." Seine Stimme brach, sein Herz dazu, bey den Worten.

Bey Tisch sann er nach, seinen Schmerz unter spielenden Bildern zu begraben, wie man die Leiche eines geliebten Todten mit Blumen bedeckt. „Was ist denn die Freude, beym Licht besehen? Ein Lächeln im Schlaf, ein Traum. Und der Schmerz ist nicht mehr als eine ängstliche Zuckung im Traum. Wäre am Schmerze mehr, geliebte Frau: so würde eine tröstende Stimme aus dem Himmel unserer Klage antworten, oder Gott wäre nicht so gütig,

wie das gemeine Mitleiden, das ein trübes Auge hat, bey dem Schein eines fremden Schmerzens. Habe ich nicht Recht, Liebe?"

Die kleine, gute Frau hörte an dem bebenden Tone, womit er sprach, daß er nur sie trösten wollte; aber selbst keinen Trost hatte. Sie brachte ihm das kostbare Opfer, welches das stille Leben der Häuslichkeit so schön macht, so heilig; sie sagte zärtlich und hoffend — denn die Frau hat mitten im grimmigsten Schmerze, Gesicht und Stimme mehr in ihrer Gewalt als der Mann — sie sagte: und der kurze angstvolle Traum geht vorüber, lieber Vater, und denke den Tag, da sie beyde die Thür öffnen — sie zeigte auf die Thür, um ihren Worten mehr Gewalt zu geben — Marie und Walther! er mit den Lorbeeren der Ehre bekränzt, sie mit den Blumen des Glücks."

Da zerbrach sein künstlicher Muth. Er rief: „Sie werden nie herein treten, liebe Frau!"

„Sie werden; denn Gott ist gütiger, als ein Mutterherz. Lies Mariens Brief; redet sie nicht von Glück, und von nichts als Glück?"

„O verdammter Verführer!" rief der Tanzmeister, das Messer in die Höhe hebend.

„Verführer? Ist er denn nicht ein edler Mensch? Hat nicht tausendmahl unser Nachbar gesagt, sein Herz wäre das Allerheiligste eines Tempels? Hast du nicht auch — —"

„Von wem redest du?“ rief er aufspringend, „du weißt also, wer —“

„Steiger, denk ich, lieber Mann! Denn von dem Johannistage an, obwohl sie nichts sagte, hatte sie ihn lieb. Die Liebe entstand so schnell, als deine zu mir.“

„Das hätte ich doch merken müssen.“

„Ach, lieber Mann, nur das Mutterauge sieht der Kinder Wünsche! Hast du denn nicht, und auch unser Nachbar, tausendmahl gesagt: was ist's mit Marien? Ist's doch, als stände ein Engel vor ihr, und zeigte ihr die Ewigkeit; so rein, so erhaben sind ihre Gedanken! Hast du nicht tausendmahl gesagt: auf ihrer Wange blüheten die Rosen des Himmels, und keine irdische? ihr Gang, ihr Tanz wäre das Schweben eines entzückten Engels?“

„Das war er, Frau! Liebe, das war er! Das Erhabene wohnte in ihrer Seele, der Himmel in ihren Gedanken, die reinste Schönheit in ihrem Thun. Aber Steiger?“

„Nun, Steiger, eben die Liebe wars, die unschuldige Liebe —“

„Was aber — was konnte ihn und sie bewegen, fortzugehen?“

„Es lag ein Geheimniß in Steigers Leben; das hat mir Walther, wenn ich ängstlich be-

sorgt war, gesagt. Er konnte nicht anders, das hoff' ich zu Gott. Sie konnte nicht anders, so schreibt sie."

Die Mutter wollte ihren Mann trösten, und tröstete sich selbst. Es schien ihr wahrscheinlich, was sie wahrscheinlich gemacht hatte. Aber da am spätern Abend, in der Dämmerung er aus Gewohnheit nach der Geige griff, und auf einmahl schmerzlich rief: „Nein, die Freude ist von den Saiten entwichen! O Frau, nun sind wir im Dunkel allein!" Da brach sein Herz wieder, sie weinten beyde schmerzlich. Es war ihm kein Trost, da der Hospitalprediger der Frauen Meinung bestätigte. „Er geht," rief der Tanzmeister mit grausamer Hast — „in den Tod, und meine Marie in den Abgrund der Schande!"

Armer Tanzmeister, wir müssen dich verlassen, und dürfen dir nicht ein Wort des Trostes zuflüstern; aber eine leise Stimme vom Himmel klang in seine Klagen, und in der Mutter stummes Leiden, und mischte den Schmerz mit glaubender Hoffnung; und wenn die Frau die Arme um ihn schlang, und beyde gequälte Herzen aneinander schlugen in höherer Liebe als je, in schöneren Opfern: o so beneideten die Engel den armen Menschen um diese himmlischen Minuten, und die Saitenspiele der erhabensten Geister erklangen um die Weinenden in ewigen Freuden-

Harmonien. „Leb wohl, glücklicher Mensch, wir sehen uns wieder!"

Das erschütterte Herz.

Hasse, der glückliche Hasse, war dem Marsch zum Schlachtfelde, der Trennung von der Geliebten glücklich entkommen. Auch sah man sein Glück auf dem glühenden Gesicht, in dem hastigen Schritt, mit dem er vorwärts schritt, und in seiner Brust floß ein Meer von Entzücken. Aber doch stand er alle dreyßig Schritte einmahl still, schlug beyde Hände vor das Gesicht, das erblaßte, und ein gelber Blitz in seinem Innern verzehrte in einem Augenblick jedes Entzücken, und der leise Donner eines giftigen Vorwurfs verdunkelte seine Seele.

„O Walther, Walther!" rief er, und dieser Nahme war seine Marter. Denn der Jüngling erschien ihm wie ein höheres Wesen, fast allmächtig, überselig, und er stand gegen ihn, wie ein ohnmächtiger Verdammter neben einem Engel des Lichts. „Er liebte Sophien!" rief er im Fieberschauer. — „Und ich, ich — ich!" Er schlug wieder die Hände vor die Augen — „betrog ihn. Sie liebte ihn!" sagte er mit vor Frost zusammenstoßenden Zähnen — „und ich, ich! betrog sie!"

Aber ein Bösewicht war er nicht; denn sein Herz zerschmolz in Dank, in Reue, in Selbstver-

achtung. Ein Bösewicht war er nicht, obwohl er dem Engel des Lichts, der ihn gerettet hatte, so viel himmlische Strahlen verlöschte, als er konnte, um ihn neben sich in einer menschlichen Gestalt zu sehen. „Er liebte den Soldatenstand! Wie oft hat er nicht davon gesprochen! Er war ein Schwärmer, ein Schwärmer war er, der in dem Opfer, das er mir und Sophien brachte, sein Glück findet. Und ist nicht Glück am Ende Glück, in welchem Boden es erwächst?“

Aber das half ihm nicht. Plötzlich stand Walther wieder neben ihm, auf einer glänzenden Wolke, verachtend auf ihn herabsehend, und er selbst mit niedergeschlagenen Augen ohne Muth, die Hölle im Herzen, die Scham der Nichtswürdigkeit im innersten Busen. Und das Entzücken, frey zu seyn, kämpfte mit der Hölle; die Hölle siegte.

So kam er in der Stadt an, und schlich, kämpfend mit sich, ob er zu Sophien gehen wollte, die nun ganz sein war, zu Hause. Dieser Triumph, daß Sophie nun ganz sein war; denn immer zitterte er, Walther würde doch einmahl Sophien besuchen — dieser Triumph führte ebenfalls seinen glühenden Dolch gegen sein Herz. Und dachte er Sophien in seinen Armen, an seinem Herzen in heißer Liebe aufgelöst: so — trat zwischen ihn und das liebende Mädchen eine glänzende Gestalt, Walther, und er hörte aus Sophiens

Lippen, statt zärtlicher Seufzer das Hohngelächter der Hölle.

„O fahrt zur Hölle ihr marternden Empfindungen!" rief er, und schenkte sich ein volles Glas Wein ein, und wieder eins, und im Rausch des Weins tanzte um ihn die Furie, und von dem frohen Thyrsusstabe fühlte er nur die eiserne Spitze.

„O wäre ich an deiner Stelle, Walther!" rief er, der Furie seine Schuld bezahlend. Der Schlaf hatte nichts als Dolche für ihn, statt Ruhe. Er hörte die Seufzer des auf dem blutigen Schlachtfelde sterbenden Walthers.

Scheu ging er am andern Morgen zu Sophien, die ihn lange erwartet hatte. Eine unsichtbare Mauer stand zwischen seinem und ihrem Herzen, die jedes seiner liebkosenden Worte auffing. Das fröhliche Mädchen, das ihn jetzt liebte, wurde verlegen, nicht betrübt. Es schien, als wollte er sie verrathen. Ihr Vertrauen, ihre Liebkosungen konnten den erhobenen Arm der Furien nicht beugen.

„Was ist Ihnen?" fragte sie zehnmahl, und zehnmahl erzählte er ihr ein Mährchen, was sie nicht glaubte.

„Sag es ihr nicht, daß ich für sie in den Tod gehe!" rief Walthers Stimme ihm zu. „Sag es ihr," rief die Stimme seines Schutzgeistes. Er war kein Bösewicht; denn sein Schutz-

engel redete noch mit ihm, aber er konnte ihm noch nicht gehorchen. Aber da sie den Nahmen Walther nannte, und sie nannte ihn jedesmahl in irgend einer Wendung des Gesprächs, und dann sah ihr Auge, wie in eine fremde Welt, betrübt und sehnsüchtig hinein: da mußte er sich abwenden von ihr, oder ihr alles gestehen. Er erblaßte, und wendete sich ab, und — dann ging er.

Sophie fragte nicht nach Walther. Sie wollte nichts von Hassen über ihn wissen. Sie mahlte mit ämsigem Fleiße die Buchstaben von den Liedern, die Hasse ihr brachte, und die Geheimnisse der Schreibekunst wußte sie ihm abzufragen, ohne daß er etwas merkte.

Da saß sie eine Nacht, und schrieb zum ersten Mahle an Walthern. Ach! sie gerieth fast in Verzweiflung, als sie las, was sie geschrieben hatte; denn nicht einer ihrer Gedanken stand auf dem Papiere, wie sie ihn halb gedacht, halb empfunden hatte. Sie schrieb die zweyte Nacht wieder, und der Versuch gerieth besser; aber was Walther von ihr sehen sollte, mußte vollkommen seyn. Sie machte Versuche mit ihrer Seele. Sie schrieb ganze Gespräche auf, die sie mit Hassen führte. Sie zeichnete die kleinste Begebenheit auf, die sie mit Walthern erlebt hatte. Dann ging sie an das schwere Geschäft, die Reihe ihrer Empfindungen, seit sie Walthern kannte, aufzuzeichnen.

Bey dieser Beschäftigung wurde sie in ihrem Innern die Quelle ihrer Gedanken und ihrer Empfindungen gewahr, eine Welt voll Wunder, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Was sie von Hassen darüber erfahren konnte, mußte sie belächeln; so wenig wußte er von sich selbst. Doch mußte sie selbst es aufgeben, das Geheimniß zu enthüllen. Aber sie dachte und schrieb in jeder Nacht mehrere Stunden über sich selbst, über ihre Gedanken, über ihre Empfindungen, und so drang sie tief in sich ein, in ihr Inneres, obwohl ihr die gewöhnlichen Worte fehlten, die verschiedenen Empfindungen zu bezeichnen. Sie benannte sie seltsam genug, bis sie den wahren Nahmen in einem Buche fand. Aber das alles diente nur dazu, an Walther zu schreiben, um ihm den Schmerz zu klagen, der ihr Herz zerriß, daß er sie ganz verlassen hätte.

Eben an dem Tage, da Walther für sie in den Tod gegangen war, hatte sie einen Brief an ihn vollendet, mit dem sie zufrieden war. Sie nannte den Nahmen Walther, um zu fragen, wo er wohnte. Bey dem Nahmen Walther, erblaßte Hasse, wendete sich ab, und ging dann.

»Warum erblaßte er?« fragte sie sich erschrocken, und ihr Entschluß war gefaßt. Am folgenden Tage gab sie Hassen ihren Brief, unversiegelt; denn von Siegeln wußte sie nichts, und bath ihn, das Papier Walthern zu geben. Da erblaßte

Hasse noch mehr. Er fing an zu zittern. »Ach, Sophie, ach liebste Sophie, er ist nicht mehr hier! der edle, o der göttlich edle Mensch! Was wollen Sie von ihm?«

»Ihn nur noch einmahl wiedersehen; nichts weiter. Aber welch' ein Geheimniß, Hasse? Ich bitte Sie, reden Sie! Wann ging er?«

»Vorgestern.«

»Wohin?«

»In den Tod!« rief er, die Augen verbergend: — »für Dich, Sophie! für mich! Ich Undankbarer!«

Da stand sie erblaßt, mit kalten todten Wangen, und das steinerne Auge hielt den Schreckensblick starr auf Hassen; und Hasse vergaß alles, seine Liebe, seine Hoffnungen, und in dem Entsetzen über seinen Betrug rief er: »er liebte dich, Sophie! Er stirbt für dich! Ich habe dich betrogen!«

»Stirbt? Mensch, mache mich nicht wahnsinnig! Stirbt? er?

»Er ist Soldat geworden! Der Krieg ist ausgebrochen.«

Da hohlte sie aus tiefer Seele wieder Athem, und ein blasses Roth flog wieder über ihre Wangen. »Für mich, sagen Sie?«

»Für Sie, Sophie, für mich! für unser Glück, o der großmüthige, theure Mensch!«

»Er liebt mich? Mich, sagen Sie?«

Hier schwieg Hasse. Seine Besinnung kehrte zurück. Er wollte seine Worte deuteln, aber Sophie sagte: »Hasse, mit dem ersten zweydeutigen Worte, das Sie mir sagen, haben Sie mich zum letzten Mahle gesehen. Er liebte mich, sagten Sie?«

»Ja, er liebte Sie, meine Sophie!«

»Und für mich, sagten Sie, ging er in den Tod?«

Hasse fing an zu erzählen, sein Unglück im Spiel im Wirthshause. Sophie, wie ein guter Inquisitor, ließ ihn erzählen, und merkte auf jedes Wort.

»Und warum blieb er hier weg,« fragte sie dann ganz kalt: — »wenn er mich liebte?«

Hasse erinnerte sie an den Abend ihres Geburtstages, an den Rausch des Champagners, an ihre Umarmungen. »Davon war er Zeuge, Sophie. Er öffnete diesen Abend leise die Thür, und da er Sie in meinen Armen fand, Ihre Lippen auf meinen, da —«

»O ich weiß alles, alles, Unglücklicher!« rief sie, und trat erblassend ans Fenster, die Hand auf dem Herzen, das im Gefühl der Schuld und der Liebe schlug. Sie wendete sich schnell wieder zu ihm. — »Sie haben ihn betrogen, sagten Sie, Hasse?«

»Ich? sagte ich das? Ich meinte nur.«

»Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wie? Ich betrog ihn ja mehr als Sie. Reden Sie!«

Er wollte nicht; denn er sah in dem Gesichte des Mädchens Züge des Abscheus. »Gut denn,« sagte sie: »Sie haben mich zum letzten Mahle gesehen.« Das Mädchen hatte längst den Leichtsinnigen unterjocht. Er erzählte, daß er ihn in dem Glauben gelassen, Sophie liebte ihn. »Aber es war ja Wahrheit, Sophie, Sie liebten mich.«

»Ich? Sie?« fragte sie schwer aufathmend. — »Nun denn, da betrogen Sie mich! Sie sagten mir, er liebte ein anderes Mädchen.« Da stand er vor ihr im Gefühl seiner unmännlichen Schande. „Liebste Sophie, meine heiße Liebe —"

„Aber noch begreife ich immer nicht," fuhr sie fort, auf ihn nicht hörend: — „für mich starb er? für mich? Sie haben das nicht erklärt.« Da erklärte es Hasse.

Sie wendete sich ganz von ihm ab. Stolz stand sie da, wie eine Königinn, mit gen Himmel gehobenen Händen. „Er liebte mich," sagte sie mit leiser, schluchzender Stimme. Er hielt mich für ungetreu, und um mich zu beglücken, ging er in den Tod!" Da wurde ihr Herz im tiefsten Grunde erschüttert, und diese Erschütterung zitterte fort bis in die geheimsten Wurzeln ihres Geistes. Sie trat ganz weg von Hassen. Sie sagte mit Tönen, in denen Entzückung und Schmerz sich theilten: — „o du Edler, du stirbst für deine Liebe,

nicht für meine. O ich liebte dich ja eben so heiß, aber nicht so heilig. Meine Liebe ist nun längst zerdrückt an den Lippen eines Lügners, von der verächtlichen Flamme eines Rausches verzehrt. Du warst zu gut für mich. Aber mein Herz will ich überwinden für dich, meinen Himmel will ich hingeben für dich! In deiner Jugend trittst du ins Grab! Nimm meine Jugend, meine Freude mit, und laß mir nur die ewigen Thränen, den unendlichen Gram um meine Untreue."

„Ihre Untreue, liebe Sophie? Sie thun sich Unrecht —"

Heftig wendete sich Sophie zu ihm um: „was wissen Sie davon? Was wissen Sie davon, daß der Tod die schönste Hoffnung werden kann, für das ergriffene Herz? Ich bitte Sie, lassen Sie uns aufhören, und gehen Sie jetzt."

Er mußte gehen. Furchtsam kam er den andern Tag wieder. Er fand Sophien heiter. Er hob wieder an von Walther. Sie befahl ihm durchaus den Nahmen Walther nicht wieder zu nennen. Sie setzte sich mit ihm an die Harfe, sie sang mit ihm. Sie war unverändert bis auf eine gewisse fast spottende Kälte, die sie nicht verbergen konnte. Aber sie reichte ihm nicht die Hand mehr, wenn er kam, wenn er ging, und sie blieb gleichgültig bey allen seinen Klagen darüber.

Sprach er von seiner Liebe: so lächelte sie, und

sie kehrte seine eigenen Waffen gegen ihn. Sie spottete seiner Liebe mit einer Lustigkeit, die ihm fast alle Hoffnung benahm. Zu gleicher Zeit gab ihre Art und Weise zu leben, ihm neue Hoffnungen. Denn es schien, als ob sie sich ämsig für die Schaubühne vorbereitete. Sie führte kleine Scenen mit ihm auf, sie studierte die Declamation. Sie ging mit ihm ins Schauspiel, in die Conzerte. Sie tanzte, und er gestand mit Bewundern, daß sie jede Staffel der Vollkommenheit erreichen würde.

Sie hatte noch eine kleine Summe, die Steiger ihr zurückgelassen. Sophie lebte so sparsam, als wäre sie eine Tochter Sokrates. Der Gesang war ihre Hauptbeschäftigung, und sie sang vortrefflich. Sie hatte schon längst das Italiänische der Musik wegen anfangen müssen. Hasse redete es leidlich. Sie trieb jetzt diese Sprache mit einer hohen Anstrengung.

Auf einmahl sagte sie zu Hassen: „ich bin bereit, auf ein Theater zu gehen; aber nicht hier. Und wenn Sie mich begleiten wollen.“

Hasse sank zu ihren Füßen, und sie schlug ein lautes Gelächter auf. Sie packte ein, sie ging mit Hassen ins südliche Deutschland; aber sie trug durchaus die halben Reisekosten. Hasse verzweifelte fast unterwegs. Er hatte auf die Vertraulichkeit dieser Reise gerechnet, und Sophie zog sich noch fremder vor ihm zurück.

Das junge, schöne Mädchen wurde mit Entzü=

cken aufgenommen. Sie trat auf, und das Publikum huldigte dem schönen Talent der Sängerinn, und der tiefen Empfindung der Schauspielerinn mit ungetheiltem Beyfall. Die Tänzerinn riß alle Männerherzen an sich, aber Sophie blieb allein ungerührt. Sie studirte hier noch Musik, den Tanz, die Schauspielerkunst, und sie redete nach sechs Monathen so fertig Italiänisch, — denn sie lebte nur mit den Operisten — daß man sie überall für eine Florentinerinn hielt. Sie lebte in einem bürgerlichen Hause, unter dem Schutze einer ehrbaren Hausmutter, und die gemeinste Verläumdung sogar verschonte die schöne Schauspielerinn.

Hasse befand sich in seinem Elemente. Sein Talent wurde erkannt. Er hing sich sehr bald an eine hübsche Tänzerinn vom Theater, und Sophie wurde vergessen.

Ihr guter Ruf, ihre unbescholene Tugend erhob sie mehr als ihre Talente. Sie wurde gewählt, die Tochter des Fürsten im Gesang zu unterrichten. Die Geschenke des Hofes, ihr Gehalt als Lehrerinn des Gesanges, ihre Einnahme vom Theater und ihre Sparsamkeit machte sie reich.

Auf einmahl nahm sie ihren Abschied, trotz allen Vorstellungen, trotz allen Anerbiethungen, die man ihr machte. Sie reiste ab, und Hasse erhielt von ihr eine goldene Uhr für die Musikstunden, wie sie ihm schrieb, die er ihr gegeben. Sie reiste, und Niemand wußte wohin.

Da sandte die Verläumdung, die wüthend geworden war, daß Sophiens Ruf nicht verwundet werden konnte, ihre Pfeile ihr nach. Man sagte, sie ginge, als Mätresse eines Fürsten, vom Theater. Sie war verschwunden.

Die Nachbarinn.

Etwann anderthalb Jahre nach Walthers Abmarsch zur Armee, entstand neben dem Tanzmeister links in dem Nachbarshause eine Revolution; und da jede kleine Begebenheit Gemeingut der ganzen Nachbarschaft war: so wußte die ganze Nachbarschaft, daß die Signora Valleti ein Zimmer bey des Tanzmeisters Nachbar gemiethet hatte, und in ein paar Tagen dort einziehen würde. Die Möbles der Signora wurden gebracht, die, wie alle Nachbarn bemerkten, auch Walthers Mutter, sich gar nicht für das Zimmer paßten. Dann rollte der Wagen heran mit der Signora selbst, und aus dem Wagen hüpfte ein schlankes Mädchen, schön wie der Tag, und freundlich wie ein schöner Tag; denn sie begrüßte alle Umstehenden, hinter ihr ein dreyzehnjähriges Mädchen, und die Nachbaren wußten doch nun, wie eine Signora aussehen muß.

Ein großes Wiener-Fortepiano war das Einzige, woran der Tanzmeister Theil genommen hatte.

Madame Trapp hatte an viel mehr Theil genommen. Sie dachte bey dem niedlichen Hausgeräthe ihrer alten Zeiten, und bey der Signora selbst mit Schmerz an Marien.

Der Schneider, bey dem die Signora wohnte, rannte in Pantoffeln vor jedes Fenster der Nachbarschaft, und kündigte an, daß die Signora, schön wie ein Engel, fast so schön wie Tanzmeisters Marie wäre, und eben so gut, eben so höflich. Sie hatte ihm die Hand gegeben und seiner Frau, und hatte seine Kinder geherzt.

Kurz, die Signora war das eifrige Gespräch der ganzen Nachbarschaft. Man wußte ihre Herkunft, ihre Absicht, warum sie sich in der Vorstadt gerade eingemiethet hatte. Die Verläumdung spritzte ihr Gift dazu. Aber sie hatte ein halbes Jahr die Miethe voraus bezahlt, hatte getrallert wie ein Kanarienvogel, ein paar Sprünge im Zimmer gemacht, ihre Jungfer vor Freude geküßt: das alles trug die Madame Trapp dem Tanzmeister und dem Hospitalprediger Stück vor Stück zu. Die beyden Herren ließen sich nicht dadurch stören, bis die Signora ihre Stimme erhob, und ein idolo mio! sang.

Da machte der Tanzmeister einen langen Hals, und sagte: „eine göttliche Stimme!“ und er horchte von nun an auf die Signora.

Nach ein paar Tagen hielt, ein seltenes Schauspiel, außer, wenn eine Hochzeit oder eine Taufe

in der Vorstadt war, ein Wagen vor der Signora Hause, der alle Leute vor die Thüren brachte. Der Schneider setzte wieder in Pantoffeln auf der Nachbarschaft umher, und sagte jedem, daß die Signora eine Sängerinn sey, und heute auf dem Theater debütire. Das Wort stotterte er hervor, aber ein Schneider läßt ein solches Wort nicht fahren; denn er gehört mit so halb und halb zu den Künstlern.

Aber nach neun Uhr kam die Signora zurück in einer schönen Equipage, ein Bedienter mit einer Fackel hinten auf, und der Maitre de Plaisir, Herr von Borch, hob sie aus dem Wagen, küßte ihre Hand. Das erzählte der Schneider den Nachbaren, die durch den hellen Schein der Fackel erwacht waren, und die gähnenden Gesichter zu den Fensterschößchen heraussteckten.

Um zwölf Uhr machte eine Nachtmusik vor der Signora Fenster die ganze Nachbarschaft auf's neue rege. Der Schneider, der aus dem Fenster sah, wurde einen ganzen Zoll höher. Die Signora hatte sich todt lachen wollen.

Am andern Abend saß die Signora vor der Hinterthür am Felde, und erhob die Nachtigallen-Kehle so laut, daß die ganze Vorstadt vor den Hinterthüren war, und furchtsam dahin lauschte, wo die Signora saß. „Beym Himmel!“ rief der Tanzmeister: — „das heiß ich singen. Ich möchte nur wissen, wie sie tanzt.“

In dem Augenblick kam die Signora näher, sagte mit einer Grazien-Verbeugung: „guten Abend, Herr Nachbar!“ und blieb stehen. Der Tanzmeister trat hervor, seine Frau und der Hospitalprediger wurden geblendet durch die stolze Figur des Mädchens. „Sie spielen die Geige? hat mir mein Wirth gesagt,“ sagte sie wieder mit einer Engelsstimme: — „und wenn Ihnen gefällig wäre.“ Der Schneider hatte die Geige schon gehohlt, und hielt sie dem Tanzmeister hin, die Mütze unter dem Arm.

Es war dem Schneider nicht zu entkommen. Die Signora umarmte Madame Trapp, begrüßte den Hospitalprediger, der sich zurückzog, und Herr und Madame Trapp befanden sich, ehe sie es wußten, auf der Signora Zimmer. Sie legte ein Duett auf für Geige und Piano, und beyde sagten, wie es zu Ende war, „vortrefflich!“

Eine Flasche Wein und Gebackenes brachte die Jungfer, und die Signora war so kindlich froh und zutraulich, als hätte sie zehn Jahre mit dem Tanzmeister gelebt. Der Tanzmeister, der sein Entzücken noch immer zurückhielt, weil er sie noch nicht tanzen gesehen hatte, riß das Gespräch auf den Tanz. Die Signora tanzte ein Solo, und Trapp rief jetzt entzückt; „Frau, ich gäbe viel darum, könnte ich die Signora einmahl mit Walthern tanzen sehen!“

„Ach,“ sagte Madame Trapp; — „lieber

Gott, vielleicht liegt er jetzt —" sie hielt den Zipfel des Halstuches vor die Augen und vollendete nicht.

Die Signora machte den andern Tag einen Gegenbesuch, und kindlicher kann keine Tochter seyn, als die Signora, besonders gegen die Mutter war.

Der Schneider hatte den Sieg gewonnen; freylich hatte die Nachbarschaft nicht so recht die Ehre einsehen wollen, die dem Schneider und der Vorstadt mit der Signora geschehen war; aber da der Tanzmeister laut erklärte, die Signora gehöre zu den Engeln: da schwieg die Verläumdung; denn Trapp war in der Nachbarschaft das Orakel.

„Aber eine Schauspielerinn!" sagte der Hospitalprediger, und Madame Trapp wiederhohlte das Wort bedächtig, und setzte hinzu: — „von achtzehn Jahren höchstens, und ohne Aufsicht; denn das junge Ding, was sie bey sich hat, ist so viel als nichts."

„Ich wollte Frau, du hättest die Unschuld einmahl tanzen sehen."

„Und die Verführung, lieber Mann!"

„Die Unschuld läßt sich nicht verführen: wie wäre sie sonst die Unschuld?"

Seufzend, dachte die Mutter an Marien, und sie sagte hastig: „da hast du Recht! Wenns nur Unschuld ist."

Aber die Signora fuhr ins Schauspiel, wurde die Bewunderung der Stadt und des Hofes. Die Vorstadt fing an lebendig zu werden, durch eine Menge junger Herren, die hier auf dem schlechtesten Pflaster in der Stadt promenirten. Der Schneider hatte auf ein Mahl zu thun für eine Menge reicher Leute, die zehn Mahl im Tage fragten, ob die Weste nicht fertig sey. Jede Nacht gab's eine Nachtmusik. Sogar der Tanzmeister, bey dem die Signora jeden Tag war, gewann durch die wohlthätige Zaubernähe der Signora. Er wurde wieder in guten Häusern als Lehrer angesetzt; aber die Signora verschwand, wenn Jemand zum Tanzmeister kam, und war beym Tanzmeister, wenn Jemand beym Schneider Geschäfte hatte.

Der Hospitalprediger, der doch nicht ganz vermeiden konnte, mit der Signora, von der Hof, Stadt, Vorstadt und der Tanzmeister so viel Wunder erzählten, zusammen zu treffen, rief nach einigen Abenden ebenfalls: Wunder! „Und das, liebe Frau," sagte der Tanzmeister: — „hat etwas auf sich, eben so viel als wenn ichs sage, und noch wohl mehr."

Die junge hübsche Signora mit den muthwilligen Augen stand unschuldig und ernst vor dem Hospitalprediger, der ins Reden gekommen war, er wußte nicht wie, und horchte jedes Wort von seinen Lippen. Die junge, lustige Person, die fast nicht gehen konnte, sondern immer hüpfte und

tanzte, stand fest wie der Angelstern, und bath den Prediger, ihre Lectüre zu ordnen, und der Ehrwürdige Mann schlich sich von hinten in des Schneiders Haus, um der Signora kleine Bibliothek zu besehen. Er saß neben ihr auf dem elastischen Sofa, und horchte auf ihr Plaudern, und lächelte froh über die blitzenden Augen, über den beweglichen, lächelnden Mund; er fand ihre Ehrensprünge, die sie machte, über eine treffende Bemerkung, oder über einen satyrischen Einfall, davon war der Prediger nicht frey — an Ort und Stelle. Er drückte ihre seidene Hand beym Abschiede, und um einen Blick zu erklären, mit dem er die schlanke, volle jugendlich reitzende Gestalt des Mädchens betrachtet hatte, begleitete er ihn mit den Worten: „meine liebe Tochter!" Da hielt sie ihm, um diesen Nahmen zu ehren, die glühende Wange zum Kusse hin, und der Prediger ging ein wenig bestürzt, aber nicht unzufrieden von dem liebenswürdigen Mädchen. Undheute rief er ganz allein: Wunder!

Aber da er vertrauter mit ihr wurde, da sie ihn sehen ließ, was sie schrieb, da rief er: Wunder über Wunder!" Und des Tanzmeisters Wohnung wurde wieder der Aufenthalt aller frohen Künste, des Gesangs und der Musik, des Tanzes und der Schauspielkunst, und noch mehr, seine Hütte wurde wieder aus der Tonne des Diogenes der Tisch des Sokrates; dem die kleine brachte fast jeden

Abend eine wohlschmeckende Schüssel mit einer Flasche Wein, durch die Hinterthür zum Tanzmeister; und da, wie gesagt, der Tanzmeister von den schönen Lippen der Signora überall als ihr Freund empfohlen wurde: so hatte der Tanzmeister seine Schüssel auch; und wenn Madame Trapp ihr Silber, ihre Vorhänge, ihre Sofa, ihre Kleider, die nun wieder kamen, ansah: so seufzte sie: „o wären Marie und Walther doch noch hier!"

Die Signora wußte jede kleine Begebenheit der Trappschen Familie. Sie las die Briefe, die Walther aus dem Felde schrieb, die Briefe, die Marie ihrer Mutter sendete, und die nichts als frohe Jubelgesänge des Glücks enthielten, obgleich noch immer Niemand wußte, wo Marie lebte. Die Signora nahm Mariens Stelle ein, und sie zwang die Ältern, Walthern reiche Geschenke von ihr zu senden.

Es kam ihnen freylich seltsam vor, daß die Signora, wenn ein Brief von Walther kam, an den Brief ein Paar ganze Tage las, und mit Augen, die sogar sich zuweilen benetzten. Aber Walthers Briefe waren auch darnach. Ein Herz voll Gram hatte sie geschrieben, und ein Gram, der nicht von seinem Stande, nicht von den Beschwerlichkeiten des Krieges herrührte.

„Nein, Signora, glauben Sie mir," sagte die Mutter: — „er war schon so, da er uns ver-

ließ. Seine Blicke waren auf etwas Schöneres gerichtet, als das Leben; aber es war nicht sein, was er wünschte, was es auch seyn mochte.“ Die Valetti war eben so traurig als die Mutter.

Sophie war die Signora. Walthers treue Liebe, die so unbelohnt blieb, seine Treue, die ihn für Sophiens Glück in den Tod trieb, hatte des Mädchens Herz im Innersten erschüttert. In dieser Erschütternng ihres Wesens hatte sie sich geschworen, ihm alles, was sie war, hinzugeben, ihren ganzen Himmel, ihr ganzes Leben, wie er ihr seinen Himmel und sein ganzes Leben gegeben hatte.

Sie hatte von Hassen die Armuth des Tanzmeisters herausgebracht, und die Verlassenheit, den Gram der Mutter über den Verlust ihrer Kinder. Sophie liebte in der That Hassen, und es kostete ihr manches Opfer, ihm ihre Hand nicht zu reichen. Aber sie verglich ihn mit Walthern, und ihr schauderte vor einer Verbindung mit einem Manne, der den edlen Walther betrogen hatte. Sie hatte keinen Begriff von der Liebe, womit Walther sie geliebt hatte. In ihrer Phantasie steckte sogar eine Vorstellung, die noch aus den Zeiten herrührte, da sie bey ihrer Großmutter noch auf dem Gärtchen lebte. Sie hatte fast nichts anders von Walther, wie sie seine Liebe sah, erwartet, als was ihr die Großmutter als den Reitz des Lebens versprochen hatte. Die

Rettung Walthers aber hatte alles Schöne und Edle in ihrer Seele in Bewegung gebracht. Die zarte Achtung, womit er sie behandelte, und die heiße Liebe war, hatte ein Ideal weiblicher Erhabenheit vor ihre Augen gestellt, was sie, um seine Liebe zu belohnen, erreichen wollte.

Sie durfte, da sie endlich einen Plan machte, für Walthern zu leben, ihm alles aufzuopfern, nicht einmahl ihre eigene Freude verbannen. Sie fand ja Freude und Lust auf dem Wege, den sie gehen wollte. Sie wollte Walthers Achtung erringen; das war das Ziel ihres Lebens, ihrer Entschlüsse. Seine Liebe, die sie nicht recht faßte, erschien ihr dennoch zu heilig, als daß sie, die mit recht irdischer Empfindung, auf Hassens Schooße gesessen hatte, je Ansprüche darauf machen könnte. Aber sie wollte dennoch sein seyn. Sie wollte ihn umschweben, wie einer der Engel, von denen er ihr erzählte, daß sie davon umringt wäre, und an die sie nicht recht glaubte; wie einer dieser Engel, eben so unsichtbar, aber gewisser und hülfreicher, wollte sie ihn umschweben, in jeder Noth, und mit Hülfe nahe seyn, jeden Wunsch ihm erfüllen.

Die Dankbarkeit und das feste Gefühl, was in ihrer Seele gewurzelt hatte, sie war sein Geschöpf; — er hatte sie dem Bettlerstande, und dem schrecklichen Loose entrissen, wozu ihre Großmutter sie bestimmt hatte, und woran sie nicht

ohne Grausen denken konnte; das Gefühl, daß alles, was sie war, was sie werden konnte, daß die freye ungehemmte Laufbahn der Achtung, der Ehre, des Reichthums sogar, der frohen Genüsse des Lebens sein Werk war, das er mit dem freywilligen Tode besiegelt hatte, hatte eine Leidenschaft in ihrem Innern entflammt, ihm zu vergelten. Es war nur Dankbarkeit; aber sie war eine so heilige Flamme als die Liebe. Sie loderte aus ihrem innersten Gefühl empor, aus den geheimsten Lebenskeimen ihres Seyns. In den Tiefen ihrer Seele lag eine edle Tugend verborgen, welche die Dankbarkeit zum Vorschein brachte, und ihr eine Allmacht gab, die mit der frohen, Genußsuchenden Lebenslust sich kaum gatten konnte.

Die ersten sechszehn Jahre hatte sie die Welt, die Menschen, die Tugend, das Herz, den Geist durch die Augen ihrer Großmutter gesehen, und sie würde gewiß der Wirkung dieser Erziehung nicht entgangen seyn, wäre nicht ihr ganzes Wesen mit einem großen elektrischen Schlag erschüttert worden. Sie sah die Welt noch ziemlich so wie sonst, den Menschen auch; die Tugend war ihr Gefühl, sie glaubte es nie anders gehabt zu haben; und worüber der Hospitalprediger in ihren Papieren: Wunder über Wunder! schrie, war nur die frohe, gutmüthige, naife, unschuldige Ansicht des Lebens; der lustige Anstrich von Satyre, der leichte Spott über alles Lächerliche und Gemeine, und

der natürliche, rasche, gefühlvolle Ausbruch der Gutartigkeit, und jeder häuslichen Tugend.

Da sie nun den Zweck ihres Lebens ausführen wollte, verlangte sie nur vorerst Geld. Denn Walthers Ältern waren arm, er selbst arm. Sie sah keinen andern Weg des Lebens vor sich, als den, Schauspielerinn zu werden, auf dem ihr Hasse Gold, Ehre und Freuden versprochen hatte. Sie war entschlossen. Mit der Begeisterung ihrer Dankbarkeit bildete sie sich zur Schauspielerinn aus. Es war ihre einzige Beschäftigung. Sie ging mit Hassen aufs Theater, und sie sendete sogleich Walthern Geld zur Armee, und seinen Ältern Geld, was sie von Marien zu erhalten glaubten.

Sie lernte nun mit dem unendlichen Eifer Italiänisch, um vollkommen unbekannt zu seyn. Sie trennte sich von Hassen mit einem schmerzlichen Gefühl; aber wenn er auch nicht treulos gewesen wäre, sie würde ihn dennoch abgeschüttelt haben, denn er stand ihrem Plane im Wege.

Sie nahm nun auf ihrer Reise nach ihrer Vaterstadt den Nahmen Valetti an, unterwegs nahm sie ihre Jungfer, eine älternlose Waise, an der sie vergelten wollte, was ihr selbst geschehen war, zu sich. Sie behandelte sie mit reicher Liebe, und so war sie endlich des Tanzmeisters Nachbarinn, und endlich seine Freundinn geworden.

Sie war so schön, sie schien so leichtsinnig, ihre brennenden blauen Augen schauten so sehnsüchtig

nach den Freuden des Lebens umher, daß um die Tänzerinn sich alles sogleich sammelte, was durch Reichthum entweder die Tugend des Mädchens erhandeln oder durch Jugend und Schmeicheleyen verführen konnte.

Die Signora gebrauchte nur vorerst ihren Einfluß, dem Vater ihres Walthers seine alten Freuden, und eine ehrenvolle, wohlhabende Unabhängigkeit wieder zu geben.

Der Hospitalprediger war der Lehrer Walthers, sein Freund. Er redete mit vollem Herzen von dem edlen Jünglinge, von seiner reinen Seele, von seinem hohen Edelmuth. Signora fragte heute und morgen, und dann, und dann wieder, an wem er läge, daß er nichts als Hospitalprediger geblieben wäre. Der ehrliche Mann, zuckte die Achseln, der Tanzmeister brach zürnend hervor. Sophie wußte, an wen sie sich zu wenden hatte. Sie tanzte die Psyche, und entzückte aller Herzen. Der junge Consistorialpräsident empfing sie, wie sie hinter die Coulissen kam, fast mit Anbethung. „Ach, Herr Baron," sagte sie: — „ehe Sie an mich denken, haben Sie noch an viel Menschen zu denken!" Und dabey hob sie die blauen Augen hell zu ihm empor.

„Wer kann an etwas anders denken, Signora, wenn er Sie gesehen hat!"

„Ich werde ja sehen, ob Sie wirklich an mich denken, Herr Baron! Ich habe in meiner Vor-

stadt einen Nachbar, den Hospitalprediger, einen Mann, geistreich, gelehrt, fromm und kein Heuchler, ein sehr angenehmer Prediger, in dessen Kirche man aus der Vorstadt sogar kommt, und was ihn vielleicht gar nicht empfiehlt, mein Freund! Wenn Sie an mich denken: so denken Sie auch an meinen Freund, der so arm ist, daß er längst eine bessere Stelle haben sollte. Er wünscht eine Schulstelle, Herr Baron!"

Der Baron sah die Italienerinn groß an, und versprach, und Sophie, die ihn oft sah, denn er war oft auf dem Theater, erinnerte ihn so oft, und mit Hoffnungsreichen Blicken, und wehrte den Baron so ernsthaft ab, und immer mit den Worten: wer meiner Freunde nicht gedenkt, ist auch nicht mein Freund!" daß auf einmahl der Hospitalprediger als Professor der alten Literatur am fürstlichen Gymnasium angesetzt wurde.

Er begriff nicht, er fragte, und erfuhr. Er stürzte zu Sophien, ergriff ihre beyden Hände, und rief: „ich zittre für den Preis, den Ihnen mein Glück kostet!" Und Thränen rollten bey diesen Worten über seine Wange. Aber sie erhob das anmuthige Gesicht hell seinem entgegen. „Ein lächelnder Blick, lieber Freund, ein leichter Händedruck war der Preis, da Sie es nun einmahl wissen, war der ganze Preis, um den ich Ihre Zufriedenheit erkaufte."

„Nein“ rief empört der Gelehrte: — „um den Preis bin ich zum mindesten nicht zu haben! Ich bleibe, was ich bin.“ Sophie antwortete nur mit einem Zauberlächeln. Sie verschwand, sie erschien in fünf Minuten in Psychens Gewande, und tanzte vor seinen Augen ihre Rolle, dann flog sie in seine Arme. Der arme Hospitalprediger wußte nicht, wie ihm geschah. Sein Herz war in eine warme Bewegung gerathen, seine Phantasie auch. Er suchte die runden nackten Arme, die vor seinen Augen umher gaukelten, die um seinen Nacken einen magischen Knoten schlugen, abzuwehren. Mitten in diesen gefährlichen Augenblicken, wo seine Jugend wieder blühete, setzte sich Psyche an seine Seite, und hielt ihm eine Vorlesung über den Einfluß der Leidenschaften und der Schönheit in die tugendhaftesten Bewegungen des menschlichen Herzens. Sie vertheidigte den jungen Präsidenten, und schloß damit: „lassen Sie den Reitz der Jugend doch einmahl für das Verdienst wirksam seyn!“

Der Hospitalprediger kam mit einem Erröthen, mit einer kleinen Scham, mit einem Lächeln davon. Er dankte dem Mädchen, und Sophie voll Freude, daß sie ihren Zweck erreicht hatte, drückte den liebreitzenden Mund auf seinen. Der Hospitalprediger fand den Präsidenten jetzt viel weniger schuldig.

Die drey Familien zogen nun in die Stadt, und in ein Haus. Sie machten jetzt eine Familie aus, und eine höchst glückliche Familie. Walther schrieb, daß er seine Uniform in dem Hause des Herrn von Rausch abgelegt habe. Er versprach seine Ältern bald zu besuchen, sobald er sich von dem Herrn von Rausch losmachen könnte, der ihn mit väterlicher Liebe umfasse.

Sophie trallerte nach diesem Briefe im ganzen Hause umher, vor unbändiger Fröhlichkeit. Die Mutter ging mit Freudenthränen im Auge in ihr Schlafzimmer, und lag auf den Knien. Die beyden Herren saßen bey einer Flasche alten Rheinwein. Das ganze Haus war trunken in Freude, Gebeth und Wein.

Der steinerne Gast.

Acht Tage hatte Walther im Hause des Herrn von Rausch zugebracht, und aller Herzen gehörten sein, und das ganze Kunststück, womit er die Herzen gewann, bestand darin, daß er alle Menschen, ja alle Wesen um sich her, recht von Herzen liebte, das er glücklich mit wurde unter frohen Gesichtern, und keinen Trauernden sehen konnte, ohne nicht selbst zu trauern.

Auf einmahl gerieth das ganze Haus in Unruhe. Herr von Schlagborn, Doris Bruder

hatte sich angemeldet. Es war eine lächerliche Art von Unruhe, die im Hause entstand. Es wurden keine Vorbereitungen gemacht, weder in Putz, noch in den Zimmern, noch in der Küche und Keller, aber jeder sah den andern sorgsam an. Die Bedienten traten leiser auf. Doris ließ ihre Stimme, mit der sie durch das ganze Haus herrschte, sinken. Selbst Herr von Rausch sagte alle zehn Minuten zu Walthern: „Sie werden einen Mann kennen lernen, einen Ehren-Mann!“ Aber er sagte das nicht ohne eine Art von Unruhe.

Die einzige Anstalt, die man machte, war, daß man in alle Fenster, auf alle Tische des Zimmers, das Herr von Schlagborn bewohnen sollte, Blumentöpfe in Menge setzte. Das Zimmer selbst war vielleicht das einfachste im Hause; es hatte die Aussicht in den Garten.

Dieselbe Stunde, da er seine Ankunft angekündigt hatte, fuhr er auch ein. Der Wagen war mit vier raschen Pferden bespannt. Ein langer, majestätischer Mann, ganz schwarz gekleidet, stieg aus. Niemand ging ihm entgegen, und doch stand alles an den Thüren bereit, ihn zu empfangen. Der eine an dieser Thür, der andere am Zimmer.

Walther selbst hatte eine seltsame Empfindung, da er den Mann zwischen Gardine und Fenster auf dem Hofe erblickte. Ein paar schwarze Augen funkelten milde über einer stolzen Nase,

und unter einer noch stolzern Stirn. Das Gesicht ein länglichtes Oval, alle Züge fein, aber scharf ausgedrückt. Der Gang fest, aber doch leise.

Doris that, als steckte sie den Kopf von ungefähr durch die Thür. „Ach Bruder, du bist's!" rief sie. Er grüßte sie, wie eine fremde Dame. Sie fiel um seinen Hals. Er litt es. Dann kam er in die Thür. Fräulein Auguste trug etwas aus dem Zimmer. „Ach, lieber Oheim!" sagte sie. Er lächelte, und both ihr die Hand mit den Worten: — „liebes Kind!" Sie öffnete ihm die Thür, und Rausch trat ihm — zutraulich sollte es seyn, es war aber der Gang der Ehrfurcht — entgegen.

„Sieh da! sieht man dich einmahl wieder, Schlagborn?" sagte er. Fräulein Luzie begrüßte ihn, und Rausch präsentirte Walthern, mit den Worten: „Herr von Trapp! Herr von Schlagborn, mein Schwager!"

Stumme Verbeugungen!

Schlagborn warf seine lächelnden Blicke auf die beyden Mädchen. Sie hingen sich beyde an seine Hände. „Lieben Mädchen!" sagte er freundlich. — „Das wächst, das wird groß!" setzte er gegen seinen Schwager hinzu. — „Ihr seyd noch immer so froh, Bruder?"

„Noch immer. Du kennst mich ja! Ich halte

mir die Sorge vom Leibe. Gewiß, es liegt Freude im bloßen Leben."

„Guter, froher Mensch!" sagte Schlagborn freundlich, und dann ging er zwischen den beyden Mädchen auf sein Zimmer.

Lächelnd wendete sich Rausch zu Walthern: „Guter Mensch, kann ich auch von ihm sagen, aber froher nicht; obgleich ich nie eine Spur von Kummer an ihm gesehen habe. Seine Unterthanen bethen ihn an; aber, nicht wie ich möchte, mit Furcht und Zittern. Irgendwo muß es stecken. Er war Minister am **schen Hofe. Er dankte ab, man wußte nicht, warum, obgleich er das Land, wie seinen Herrn unumschränkt regierte. Er war, glaube ich, höchst glücklich verheirathet —"

„Glauben Sie?"

„Ja, das ist eben der Teufel, daß man bey allem, was man von ihm sagt, hinzusetzen muß: glaube ich. Weiter bringts Niemand bey ihm. Er bleibt acht Tage hier. Sie werden ihn näher kennen lernen."

Die beyden Mädchen kamen eine um die andere von ihm herab, und berichteten mit funkelnden Augen dem Vater, daß der Oheim unendlich freundlich mit ihnen wäre. Er hätte recht viel gesprochen.

„Er fragte," sagte Auguste, und die Augen gingen ihr über, „er fragte mich, ob ich ihn gern sähe, er würde von nun an öfter kommen, und

dann ging er so freundlich zwischen seinen Blumen umher, und lobte unsere schönen Blumen. Recht freundlich sagte er: er möchte wohl eine Biene seyn, und er sah gar nicht so finster aus, wie er hinzusetzte: „aber geht nicht die Blumenzeit auch vorüber?"

Um zwey auf den Schlag, denn er war der Mann nach der Uhr, rief ihn Auguste zu Tisch. Rausch stieß mit ihm an auf der Menschen Wohl. „Dann: auf deines Ludwigs Wohl, Bruder!" Schlagborn stieß an und trank.

„Was macht denn Ludwig?" fragte Doris. — „Wo ist er jetzt?"

„Im Grabe," antwortete eintönig Schlagborn. Rausch setzte sein Glas nieder, Doris legte die Serviette auf den Tisch. Ein Schauer des Todes ging durch Walthers Herz, da er die Stimme hörte: im Grabe! Auguste fing an zu schluchzen, Luzie stand auf. Es entstand eine Todtenstille, in der Schlagborn sein Glas langsam leerte.

Rausch kämpfte lange mit dem herandringenden Schmerze, um nicht ungeduldiger zu seyn, als der Vater selbst, aber er vermochte nicht länger. „Nein," rief er — „und wenn Gott selbst mir zu schweigen geböthe, ich müßte reden! O Ludwig, Ludwig! Denn ich habe ihn erzogen, hier hat er einen Theil seines Lebens zugebracht. Er hat mit meinen Kindern gespielt. Wir hat-

ten ihn lieb, er hatte uns lieb. Ich will jammern um Ludwigs Tod wie ein Weib. Todt in dieser Jugend! Ich bitte dich, sag ein Wort, Bruder!"

„Er ist todt!" sagte Schlagborn — „es ist nun gut. Entführt nicht jede Minute einen Theil unsers Seyns? Er starb in der Mitte eines mühsamen und vergeblichen Weges, unter den süß berauschenden Kränzen der Jugend, des Ruhms der Ehre, der Liebe. Sollt' er warten bis alle Kränze verwelkt waren?"

„Aber ich will dennoch um ihn weinen, denn ich liebte ihn; nicht darum, nein, weil er ein Mensch war, ein Jüngling!"

„Ein stärkerer Frühlingsathem schlägt tausend Blüthen ab. Ist es gerecht, über irgend etwas zu weinen: wer dürfte dann je seine Augen trocknen? Gehört dein Sohn näher zu meinem Geschlecht, als der Neger, der mit seinem Leben unsern Zucker dünkt? Sprich!"

Der gleichsam farbenlose Ton dieser Worte erschütterte Walthern bis ins innere Mark seiner Seele. Er konnte nicht mehr schweigen. Zitternd sagte er: „Der Schmerz ist der Bürge eines höhern Lebens, worin kein Schmerz mehr ist.

„Was wäre die Seligkeit ohne ihren Gegensatz?" fragte Schlagborn ohne aufzusehen. „und was ist die Seligkeit, wenn der Schmerz der Sinn ist, mit dem sie gefühlt wird? Aber es ist

nun gut! Ich danke euch, daß ihr ihn geliebt habt, obgleich alle Liebe ihm keinen schweren Athemzug erspart hat.“ Er stand vom Tische auf, und ging an die Blumen, die im Fenster standen. Er ging mit Augusten in den Park.

Die Thür öffnete sich. „O ums Himmelswillen!“ riefen Alle dem Mann entgegen, der ins Zimmer trat. Es war Schösser Braumann, der erbitterste Feind Schlagborns, im Dienst des Oberkammerherrn von Schlagborn, des Bruders dessen, der hier war. Dieser Braumann hatte den Samen der Feindschaft zwischen beyden Brüdern ausgesäet, und hatte ihn groß gepflegt.. „Ums Himmels Willen, Schlagborn ist hier, Herr Schösser!“

Das war ein Donnerschlag für den Schösser, er erblaßte. „Gott!“ rief er — „ich wollte Sie bitten, gnädiger Herr, sich für meinen unglücklichen Sohn zu verwenden. Er ist diese Nacht zum Soldaten ausgehoben, ach, ich fürchte, nicht ohne Vorwissen des Herrn Ministers, des Herrn von Schlagborn!“

»Rache ist sonst seine Sache nicht,“ sagte Rausch — „zwar hier! denn es muß heraus! Sie haben meinen Schwager unendlich beleidigt, und an einer Stelle, wo er am empfindlichsten war. Aber Rache ist sonst nicht seine Sache!“

„Der General von Bork hat meinen Sohn ausheben lassen, und mit Nennung seines Nah-

mens, und der General ist ja, wie Sie wissen, des Herrn Ministers vertrauter Freund."

„Nennen Sie ihn nicht Minister! Was kann ich aber da machen?"

„Gott, so wäre mein Sohn verloren, Ihr Gnaden, wenn Sie ihn aufgeben!"

In diesem Augenblick öffnete Schlagborn die Thür; der Schösser zog sich zitternd, erblassend zurück. Schlagborn erkannte ihn. „Ach," sagte er, eben so kalt wie immer — „der Schösser meines Bruders!"

„Ja," sagte Rausch — „auch ein unglücklicher Vater! Sie haben diese Nacht seinen Sohn zum Soldaten ausgehoben, und zwar auf ausdrücklichen Befehl eines Freundes, des Generals Bork."

„Gott!" rief Auguste mitleidig, und er hat eine Braut, Oheim, ein gutes, liebes Mädchen!"

„Und so denkst du, muß er heirathen? General Bork?" Schlagborn setzte sich an den Schreibtisch, schrieb ein paar Worte, gab dem Schösser das Billet, und sagte: „Das wird ihn frey machen!"

„O Ihre Exzellenz!" hob der Schösser an, und wollte knien —

Schlagborn ergriff ihn, und sagte: »Das wird ihn frey machen!«

Rausch drängte den Schösser aus dem Zimmer. „O du rettest seinen Sohn, Bruder, und er war's — der deinen Sohn —"

„Wir thaten beyde, was wir sollten."

„Edler Schwager! edler Mensch!"

Schlagborn lächelte bitter und schwieg.

O du edler, unglücklicher Mann! für Rache warst du zu groß, ob du gleich dachtest, nichts sey groß, weder die Tugend, noch die Begeisterung, die das Leben hingibt, noch die Welt. Du verachtest ihn nur, weil du das ganze Leben verachtetest. Er verachtete sogar den zweydeutigen, lockenden Schimmer, seinen Feinden geheim wohl zu thun. Unglücklicher, edler Mensch!

Steiger an Siegmund.

Hohendorf.

Mein Geschick ist vollendet, Siegmund, und nun kann ich reden, und nun richte nicht der Freund über mich, sondern der Mensch! Ich bin für alle Menschen todt, nur nicht für dich. Du hast mein gefährliches Geheimniß, du allein. Die Freundschaft hat es dir vertraut. Verrathe die Freundschaft nicht!

An welchen dünnen Spinnewebenfaden hängt Geist, Bildung, Schicksal der Menschen und ganzer Geschlechter! Auch meines hängt daran, daß mein Vater von seinem Oheim erzogen wurde, der

sein eines Bein vor einer Festung verloren hatte, abdankte, auf seine Güter ging, um sein Leben in einem Lehnsessel abzuträumen. Um doch aber Gesellschaft zu haben, nahm er meinen Vater, seines Bruders ältesten Sohn, zu sich. Der Soldat mit einem Beine, aber mit einem frischen, frohen Herzen, und noch immer Soldat mit Leib und Seel', gab dem Knaben eine Erziehung, die in einem Feldlager nicht anders hätte seyn können. Sein Compagnie-Chirurgus, der mit seinem edeln Herrn auf die Güter ging, ein mechanischer Kopf, hat seinem Herrn ein Bein aus Kork geschaffen, was den fleischernen wenig nachgab. Da der Major Schlagborn fest entschlossen war, nicht zu heirathen: so führte er eine soldatische Lebensart auf seinem Gute ein. Man — dieß Man begreift dem Major, seinen Neffen und Erben, meinen Vater, den Chirurgus, den Wachtmeister seiner Compagnie, und drey verstümmelte, invalide Dragoner, die ihren gefallenen Major gegen einen Haufen Croaten tapfer vertheidiget hatten. — Man stand den Morgen mit der Sonne auf, wozu ein Dragoner auf der Trompete das Zeichen gab. Man frühstückte, man stieg zu Pferde und ging dann auf die Jagd; mein Vater, ein Knabe von acht Jahren, war ein Mitglied dieser fröhlichen Compagnie.

Mittags aßen der Wachtmeister, der Wundarzt, mein Vater und mein Oheim zusammen. Die

drey Invaliden warteten auf, gaben aber ihren Antheil an dem Tischgespräch.

Der Wundarzt, der Gelehrteste unter allen war der Lehrer meines Vaters, und zum Glück ein von Natur höchst edler Mensch, der die Güter des Majors ganz nach seinem Willen regierte, die Justiz, trotz dem Justizamtmann verwaltete, und dessen Regierung die Unterthanen des Majors segneten. Es wurde alles militärisch abgethan, und wo der Befehl des Wundarztes nicht zureichte, da half der Säbel des Majors nach.

Die ganze Nachbarschaft, die ganze Gegend spottete über die tolle Wirthschaft auf den Gütern des Majors; aber die Felder standen üppig, die Häuser der Unterthanen waren hell und groß, mit Ziegeln gedeckt, das Vieh so schön als Schweitzer-Vieh, die Menschen wohl genährt, die Kinder gingen zur Schule und lernten etwas, denn der Doctor, so hieß der Wundarzt, besuchte die Schule täglich mit seinem Schüler, meinem Vater.

Alle vier Wochen war Tanz auf dem Saale des Majors für die jungen Leute des Dorfes, mit Janitscharenmusik, bey dem die Invaliden selbst mit umher hinkten. Der Major saß mit dem Doctor bey einer Flasche Wein, und der Doctor bewies es dem Major, daß es seine Bestimmung wäre, seine Unterthanen glücklich zu machen. „Denn Herr Oberst Wachtmeister,“ rief der Doctor, und stieß

mit dem Major an —„wozu in aller Welt wären sonst reiche und vornehme Leute?“

„Alle Welt! Doctor, mein Bruder beweist mir jedesmahl, wenn er hier ist, daß ich von meinen Gütern jährlich fünftausend Thaler übrig haben müßte.“

„Beweist? den Teufel mag er! Die Sonne gibt jährlich ihre Wärme her, ohne etwas übrig zu haben, der Mond sein Licht, die Sterne das ihrige, die Erde ihre Fruchtbarkeit, das liebe, unvernünftige Vieh seine Wolle, Fell, Milch und Fleisch; und der Mensch, den Gott mit Vernunft begabt hat, soll übrig haben? Ein Edelmann, wie Sie, Herr Oberstwachtmeister, der sein Bein für die Ehre hingab, die nicht lebt und webt, der sollte für Menschenwohl sein Geld nicht geben?“

„Doctor, dagegen läßt sich nicht ein vernünftig Wort aufbringen! Ich wollte, Doctor, mein Bruder hörte Sie einmahl predigen. Ich setze mein zweytes Bein dagegen, er jagte seinen Sparteufel zum Teufel!“

„Ist nichts, Herr Oberstwachtmeister; denn die Katze läßt nicht von ihrer falschen Natur, und der Hamster trägt zum Loche mehr als er braucht.“

Unter der Leitung dieses Mannes wuchs mein Vater auf, in ungebundener Freyheit. Denn der Doctor behauptete, daß alles Unglück in der Welt von dem ewigen Commandiren herkäme, den Sol-

vatenstand ausgenommen; denn auf den durfte selbst der Doctor nur verstohlen schelten. Und dennoch war der Knabe gehorsam, ohne allen Eigensinn. Er war Herr; aber der Invalide eben so gut, und da der Major sah, wie gut seine Erziehung bey seinem Neffen anschlug (denn der Knabe ritt so gut, wie einer der Soldaten, schoß seinen Hirsch, wie ein gelernter Jäger, fuhr mit vier jungen Pferden vom Bocke, sang seinen Rundgesang beym Wein mit glühender Freude, und seinen Gesang in der Kirche mit eben so glühender Andacht) so hielt er seinem Bruder, wenn der da war, eine Vorlesung nach der andern über seine verkehrte Erziehung mit seinem jüngern Sohne.

„Stell sie neben einander, Bruder!“ rief er — „Deiner sieht aus, wie eine Schüssel Reißbrey, wie der Mond, wie eine weiße, aufgedunsene Wolke. Meiner glüht wie die Sonne. Meiner hat ein offenes Herz und eine offene Hand, deiner einen offenen Mund. Meiner springt wie ein Hirsch, und deiner schleicht wie eine Katze.“ Aber es half nicht. Beyde Brüder blieben bey ihrer Erziehung.

Da der Knabe vierzehn Jahr alt war, wollte ihn der Oheim in ein Regiment Husaren bringen; aber der Doctor, der den Knaben liebte, versicherte mit einem kräftigen Fluche: der Knabe müßte erst in die Welt, um die Menschen kennen zu lernen. „Sind wir beyde in der Welt gewesen?“ fragte hitzig der Major — „und wir sind beyde

ein Paar Menschen, die —. Wenn ich mich vergleiche mit meinem Bruder, der überall gewesen ist, so —"

„Das hat er voraus; denn warum müßten wir denn so oft schweigen gegen ihn?"

Der Major drehete seinen Schnurbart, und sein Neffe sollte in die Welt. Da aber Niemand von allen die Welt kannte, als einer der Invaliden, der einen Feldzug in Italien und Ungarn gemacht, aber alles vergessen hatte: so gingen der Doctor und der Major zu dem alten Prediger, der den Bruder des Majors auf Reisen begleitet hatte, um von dem zu erfahren, wie man es anfangen müsse, den jungen Herrn mit Nutzen in die Welt zu schicken. „Mit Nutzen, ehrwürdiger Herr!" sagte der Major. — „Denn käme mir der Junge wieder, und hätte nichts gesehen als Bilder, und die steinernen Puppen da, wie der Graf, der Windhund, der neulich hier war: so — Menschen soll er sehen, seine Brüder, und lernen, daß überall Gottes guter Geist unter Menschen wohnt, versteht sich, hier mehr, dort weniger."

Der Prediger lächelte; aber er drückte dem Soldaten die Hand, und die Wirkuug seiner Rede war, daß der junge Herr erst ein Paar Jahre auf eine Schule gehen sollte.

Der Knabe wurde vom Oheim und allen seinen Freunden dahin begleitet. Ein Invalide blieb als Bedienter bey ihm. Der Doctor, der meinen Va-

ter als seinen Sohn liebte, reiste ab und zu. Der Lehrer der Schule wunderte sich, daß ein Knabe, der mehr Geld hatte, als er je gebrauchte, zwey Pferde im Stalle hielt, so demüthig und so fleißig seyn konnte. Was er versäumt hatte, hohlte er nach durch seinen Geist, dessen Bildung der Rector unmöglich dem steifen, umständlichen Chirurgus zutrauen konnte, und die doch sein Werk war.

Mit dem siebenzehnten Jahr ging er endlich unter der Begleitung eines vortrefflichen jungen Mannes, und unter der Aufsicht des Doctors auf Reisen. „Ich ginge gern mit dir, lieber Junge," rief der Major; — aber ich kann mich mit dem hölzernen Fuße nirgends präsentiren, und freye Jagd ist auch nicht. Also — aber da meinen alten Freund, meinen Doctor, sende ich dir mit, mein Sohn, daß er dein Vater sey, und Stroben, der mich unter den Croaten weghieb, wenn's einmahl etwas gibt. Leb wohl!

Sie gaben dem jungen Herrn das Geleite bis an die Gränze, schossen ihre Büchsen los, stießen in die Trompete, und sie ritten, zum Sterben betrübt, nach Hause.

Zwey volle Jahre hatte mein Vater in Frankreich zugebracht, als er einen Abschiedsbrief von dem sterbenden Major erhielt. Mein Vater und der Doctor gingen dieselbe Minute aus Frankreich mit Courierpferden ab. Sie fanden ihren Freund

noch lebend. Sie erfuhren nicht von ihm, nein! er hatte es zwey Jahre verschwiegen, sondern von dem Wachtmeister, daß der Schmerz, um die Abwesenheit seiner beyden Freunde, des Majors Herz verzehrt hatte.

Ihre Anwesenheit goß noch einmahl ein Paar Tropfen Öhl auf die Lebens- und Freudenslampe des Majors. Dann starb er in den Armen seiner Freunde. Der Doctor ging bleich umher im Hause, wankend wie ein Schatten, und tröstete jeden und war selbst untröstlich! Mein Vater war nicht von dem erstarrten Körper seines Vaters, seines geliebten Freundes wegzubringen. Er haderte mit Gott, daß der edelste und der demüthigste Mann in der vollen Blüthe seines Lebens hatte sterben müssen. Der Doctor haderte wieder mit dem zürnenden Jünglinge, und sie liebten sich noch mehr als vorhin.

Da kam des Majors Bruder, um im Nahmen seines Sohnes die Güter seines Bruders in Besitz zu nehmen. Das erste, was er that, war, den Doctor und die Invaliden zu verabschieden, die sein Bruder geliebt hatte. Aber in dem Augenblicke, da der Doctor seine Sachen packte, und mein Vater ihm zuschwor, nicht von seiner Seite zu gehen, erschien vom Hofgericht aus der Hauptstadt eine Commission, welche das Testament des Majors von Schlagborn bekannt machen wollte, was der Major mit der allergrößten Feyerlichkeit hatte

aufnehmen, und dann beym Hofgerichte niederlegen lassen.

Das Testament wurde in Gegenwart aller Unterthanen im großen Saal eröffnet und verlesen, und in diesem Testamente wurden dem Doctor alle Güter, das ganze Vermögen des Majors zur unumschränkten Besorgung übergeben. Er sollte Herr seyn zu verschenken, zu verkaufen, selbst zu behalten, zu vererben, was und und wie viel er wollte. „Wenn mein Bruder,“ fügte das Testament hinzu, „dem Doctor, meinem ehrlichen Freunde nur die kleinste Unruhe oder den kleinsten Verdruß über das Testament macht: so nehme ich das Geschenk der Holzbreite, die ich meinem Bruder schenke, zurück, und gebe sie dem Hospital der Hauptstadt. Die erste Anzeige des Doctors an das Hospital, dem eine Abschrift von dem Testamente zu geben ist, setzt das Hospital in die Rechte, die ich ihm gegeben.“

Der Bruder des Majors machte ein ellenlanges Gesicht bey Verlesung des Testaments. Mein Vater fiel dem Doctor um den Hals. Der Doctor legte die Hand auf die Brust, und sagte ein wenig pedantisch: „der selige Herr hat diesem Herzen getraut, das freut mich!“

Des Majors Bruder zog zwey Dutzend Advokaten zu Rath, ob das Testament nicht umzustoßen wäre; aber der Wille des Erblassers war so klar; denn der Major hatte zwey Jahre an dem Testa-

mente gearbeitet — daß selbst die Göttinn Schikane es nicht gewagt haben würde, das Testament umzuwerfen, besonders da der Verlust der Holzbreite mit dem ersten Angriffe verbunden war.

Das Testament machte ein allgemeines Aufsehen. Der Doctor aber fuhr nicht zum besten dabey. Die meisten nannten ihn einen Erbschleicher, einen Spitzbuben, der mit dem Scheine der höchsten Ehrlichkeit den guten, aber einfältigen Major hintergangen hätte, um sich das große Vermögen des Majors zuzueignen, und den Neffen, dem es der Major eigentlich zugedacht, im Trocknen sitzen zu lassen.

Es ist ein ehrlicher Mann, sagten Wenige; aber die Lockung, ein Spitzbube zu werden, ist zu groß. Das Testament wird auf eine oder die andere Weise aus dem ehrlichen Doctor einen Schurken machen; besonders da es bekannt wurde, daß der Doctor die Tochter des Justizamtmanns liebte.

Der Doctor selbst und mein Vater, die vier Invaliden waren ruhig dabey. Sie erkannten des Majors Absicht.

Der Doctor blieb ein Jahr auf den Gütern, und lehrte meinen Vater seine Regierungsgrundsätze. Dabey war der Doctor gar nicht glücklich. Er liebte wirklich des Justizamtmanns Tochter mit einer unermeßlichen Leidenschaft; aber ohne Jemanden ein Wort zu sagen, hatte er den Entschluß gefaßt, seine Liebe zu unterdrücken, und das

Mädchen, das der Vater ihm fast jetzt entgegen trug, nicht zu heirathen.

Mein Vater, der die Leidenschaft des Doctors gemerkt hatte, hatte so viel mit dem Justizamtmann zu thun, bath ihn so oft mit der Tochter auf das Herrnhaus, ließ den armen verliebten Doctor so oft mit dem geliebten Mädchen allein, daß endlich zürnend der Doctor ihm seine Liebe gestand, und ihn bath, seines schwachen Herzens zu schonen.

Mein Vater lächelte. Er ging zu dem Justizamtmann, warb im Nahmen des Doctors um die Hand der schönen sanften, mitleidigen, gütigen Johanne; und da er des erröthenden Mädchens Jawort erhalten — denn wer konnte den edlen Mann hassen? — so flog er zu Hause und kündete dem Doctor das Glück seines Lebens an.

Der Doctor sah den jungen Menschen grimmig an, dann sanfter, dann mit Thränen in den Augen. Dann fiel er um seinen Hals. „Weißt du auch," sagte er: „daß ich nur der Verwalter deiner Güter bin?"

„Das weiß ich; aber wo stehts?"

„Hier in meinem Herzen, mein Sohn, stehts. Weißt du das? denn sonst —"

„Und soll dieses treue Herz nicht glücklich seyn, Doctor? Lieber gehe ich, wie ich hier bin, in die Welt, und Sie hören nie wieder etwas von mir. Wissen Sie auch das?"

Der Doctor zog den Jüngling an seine Brust, und er wurde glücklich. Er gab dem Mädchen seine Hand. Sie gab ihm eine Tochter, und die Welt sagte: Der arme Schlagborn ist nun um die reichen Güter des Majors gebracht. Der Schwiegervater des Doctors lächelte heimlich, und wollte, wie sonst, da der Major noch im Felde stand, die Bauern drücken; aber sein Schwiegersohn setzte sich zur Wehr, und so ernsthaft, daß der Justizamtmann ein ehrlicher Mann bleiben mußte.

Mein Vater ging auf Reisen nach Italien, England, mit dem alten Hofmeister. Er hatte offne Wechsel, und der Justizamtmann, der sich fast todt ärgerte, daß er das Verhältniß des jungen Herrn gegen seinen Schwiegersohn nicht herausbringen konnte, wendete sich an seine Tochter, beschwor sie bey ihrer Mutterpflicht gegen ihre eigene Tochter, ihren Mann zu bereden, sich seiner Rechte über die Erbschaft des Majors zu bedienen.

„Meiner Rechte? ja, ja, Hannchen! das thue ich ja mit Gotteshülfe, und als ein ehrlicher Mann!"

Mein Vater kam zurück im fünf und zwanzigsten Jahre, und da übergab, zum Erstaunen der ganzen Welt, die davon hörte, der Doctor dem Herrn von Schlagborn alle Güter seines Oheims, alles baare Geld, alles, alles! als Erb und Eigen.

Die Welt erstaunte, und erklärte den Doctor für einen Dummkopf. Mein Vater nahm das Geschenk, ohne einmahl die Großmuth des Doctors zu bewundern. Alles blieb im vorigen Gange. Der Doctor regierte die Güter des Herrn von Schlagborn, vor wie nach, mit ungebundener Gewalt, und mein Vater, dem die Regierung eines Landguts zu eng war, sann auf einen ruhmvollern Plan des Lebens.

Steiger an Siegmund.

Hohendorf.

Es ist eben so gut," sagte der Doctor, „zehn Menschen zu beglücken, wenn man nicht mehr hat, als tausend; denn mein lieber Freund, dein seliger Oheim, mein Major, der ein rechter Mann war, pflegte zu sagen: es ist ein Glück, Doctor, daß die Könige nur auf Erden längere Arme haben, als wir, als die Bettler; auf Gottes Thron, in den Himmel kann der Stummel eines Invaliden, der nicht Herr ist über ein Glas Wasser, eben so gut hinauf reichen, als ein König mit seinen Riesenarmen. Meinen Sie nicht, Doctor, daß, wenn ich gefangen säße mein Leben hindurch, und ich träumte mit vollem Herzen, jede Nacht, wie ich hier einen Hungrigen speiste, und einen Durstigen tränkte, daß ich sogar mit diesem Traum-

arm auf den Thron des barmherzigen Gottes reichte, als Andere, die ihr ganzes Vermögen an die Armen vertheilten?“

Mein Vater lächelte; aber der Doctor erreichte seinen Zweck nicht; denn mein Vater sagte: Habe ich doch Sie, lieber Doctor, hier, und wer weiß, wo ich einmahl auf den Stufen eines Thrones sitze, und ein ganzes Land so regiere, als Sie unsre Güter!“

„Glück auf, liebster Junge, Glück auf! das gebe denn Gott!“ und er hieß den Jüngling ziehen.

Mein Vater ging wieder nach Italien. Sein Herz zog ihn dahin. Er hatte in Rom den Prinzen Georg kennen gelernt, einen armen Fürsten von der Seiten-Linie. Der Prinz, ein feuriger Kopf, suchte den Ruhm mit dem Degen, und er wurde der Freund des muthigen Schlagborn. Ihr Gespräch war, wie groß, wie glücklich ein Fürst seyn könnte, wenn er aus seinem Lande ein Paradies machte, aus jedem Unterthanen einen Glücklichen.

„O wäre ich der Fürst eines Landes, und Sie mein Minister, Schlagborn, oder umgekehrt: wie zwey leuchtende beglückende Gestirne wollten wir aufgehen über das Land, über die Menschen!“ rief der Fürst, und sie bauten in schönen jugendlichen Träumen ein Eldorado, voll Freyheit und Gleichheit.

Zu diesem Prinzen Georg ging mein Vater nach Rom. Des Prinzen Träume kannte man zu Hause, und haßte ihn seiner Träume willen. Aber eben da mein Vater bey dem Prinzen saß, öffnete sich die Thür. Ein Major aus des Prinzen Vaterlande trat in die Thür mit der tiefen Verbeugung der Ehrfurcht, und kündigte dem jungen Fürsten den Tod des Erbprinzen und seines Bruders an, und den nahen Tod des regierenden Fürsten. Der Stern, der ihren Träumen fehlte, war erreicht, und nach ein paar Tagen brachte ein Curier die Nachricht von dem Tode des Fürsten.

Der Prinz Georg war betäubt von dem Glück; er flog in Schlagborns Arme, um sein Herz zu beruhigen. Die Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Den Tag vor ihrer Abreise gingen beyde Freunde noch einmahl auf das Capitolium. Schlagborn sah mit glänzenden Blicken rings umher, seine Augen funkelten wie Flammen, seine Brust schlug hoch. „Was ist Ihnen, mein theuerster Schlagbon!“ sagte der junge Fürst.

Schlagborn sagte: „Hier stehen Sie auf dem Throne, von dem Rom eine Welt in Fesseln legte. O jetzt, jetzt sind wir durch einen Thron geschieden, mein gnädigster Herr!“

»Das wolle Gott nicht,« rief der Fürst, und sank in Schlagborns Arme — »sonst scheide das Schicksal mich von dem Throne. O mein Schlagborn, die Zeit ist gekommen, da wir

alle unsere Träume wahr machen, und sie übertreffen wollen! Lassen Sie uns hier den Bund der Freundschaft wiederhohlen und besiegeln. Sie wollen mein Freund seyn, Schlagborn? im heiligsten Sinn des Worts? Wollen Sie? Soll ich aus Ihrem Munde immer Wahrheit hören, und wäre sie auch bitter? soll ich? Soll ich der erste Fürst seyn, der einen Freund hatte, Schlagborn? Ich weiß, Sie sind zu stolz, einem Fürsten zu dienen. Aber ich verlange noch mehr von Ihnen, Sie sollen bey mir vergessen, daß ich Fürst bin. Sie sollen nur den Freund in mir lieben, und wie Castor und Pollux wollen wir das Land beglücken, das der Himmel mir und Ihnen gegeben hat. Hier auf dem Throne einer verwüsteten Welt schwöre ich Ihnen, daß ich Ihr Freund bleiben werde. Schwören Sie mir dagegen, Schlagborn —«

»Was?«

»Daß Sie mir nie die Wahrheit verschweigen wollen, daß Sie mit Vorwürfen vor mich treten werden, so bald ich fehle.«

»Und wenn die Schmeicheley sich zwischen unsere Herzen drängt, mein Fürst!«

»So soll dein Mund mir sagen: denk' an Rom! denk an das Capitol! Ein Bösewicht ist in unser Paradies gebrochen in einer Schlangengestalt!«

»Und wenn eine Leidenschaft Sie —«

»Wird eine Leidenschaft je stärker seyn, als un-

sere Liebe zum Ruhm, unsere Liebe, die Menschen zu beglücken?"

»Gut, ich schwöre Ihnen Wahrheit; aber versprechen Sie mir, daß sie mich in jedem Falle hören wollen!«

Sie legten die Hände in einander. Die Herzen drückten sie an einander, und der Schutzgeist eines ganzen Volks jauchzte in den Himmel empor.

Sie reisten ab. Mein Vater trat in der Hauptstadt als des Fürsten geheimer Cabinets-Secretär auf. Erleuchtung an Erleuchtung, Fest an Fest drängte sich, das Volk sah hoffend auf seinen jungen Fürsten, und die Hoffnung betrog sie nicht.

Anfangs suchte mein Vater nur von dem Zustande des Landes eine helle Vorstellung zu erhalten, und das gelang sehr gut; denn unter dem Scheine von Vergnügungs-Reisen, war er selbst oft an Ort und Stelle. Er hörte jeden, er untersuchte mit einer Kälte, die einem Greise Ehre gemacht haben würde. Er kannte bald den Charakter der meisten bedeutenden Männer, welche die Geschäfte leiteten. Er stellte die bessern an höhere Stellen, die schlechtern wurden entfernt, die Betrüger hinter den Bestechungen und Cabalen entlarvt und streng bestraft.

Der Hof gab das Beyspiel der Sparsamkeit! und es fehlte nicht an Gelde, das Verdienst zu belohnen, das Gehalt zu vermehren, und nützliche, kostbare Einrichtungen zu treffen. Alles fing

an, in einander einzugreifen. Selbst der alte Minister, der oft über den raschen Schlagborn den Kopf geschüttelt hatte, nahm eines Morgens Schlagborns Hand in seine, und sagte: »Sie hat Gott dem Lande gegeben! Ich alter Mann kann nun mit Freuden abkommen. Gott erhalte Ihnen die Gunst unsers Herrn!«

Mein Vater stand unter der edelsten Ehrenpforte, da der Minister ihm diese Worte sagte. Die Gunst des Herrn hatte er nicht nur, sondern auch seine Liebe, sein reinstes Vertrauen.

Der Hof zog sich ehrerbiethig zurück vor dem allmächtigen Günstlinge, und lauerte begierig auf die Veränderlichkeit der Fürstengunst und auf die Einfalt des Günstlings, der nicht allein Günstling des Fürsten, sondern auch des Volks seyn wollte. Es entspann sich ein geheimes, unverabredetes Bündniß unter allen schlechten Menschen, die nur sich wollten, und sich verdrängt sahen. Man wollte ihn von der Person des Fürsten trennen. Man überhäufte den Mann, den man stürzen wollte, mit Geschäften; aber Schlagborn trat mit immer heiterer Stirn vor das Gesicht des Fürsten. Er hatte noch Zeit für die Jagd und Lustbarthien des Fürsten. Die Verläumdung näherte sich auf seidenen Socken dem Fürsten, in einer Hand von Wolle führte sie den unsichtbaren Dolch; aber zürnend trat der Fürst der Verläumdung entgegen, forderte öf-

fentliche Beweise für jede bedenkliche Miene, für den leisesten Argwohn.

„Er hat ihn bezaubert!" sagte die zitternde Verläumdung.

Man mußte den Raub mit ihm theilen. Man näherte sich schmeichelnd dem Günstling, man spionirte um seine Blicke, um seine Leidenschaft. Er hatte nicht eine, als die Liebe zur Gerechtigkeit. Man verzweifelte.

Der Fürst heirathete, und auf den Rath seines Freundes, eine Prinzessinn, die er geliebt hatte, seine Cusine, und von der er geliebt wurde. Mit dieser Heirath ging die Hoffnung verloren, die man auf des Fürsten Leidenschaft gebaut hatte. Die Fürstinn war des Günstlings Freundinn. Er stand noch fester als vorher.

„Liebster Schlagborn," sagte der Fürst — „ich bin ein glücklicher Hausvater, Sie müssen es auch seyn!" Da glänzte Schlagborns Auge, und der Fürst rief: „Her mit dem Nahmen des glücklichen Mädchens!"

„Die Verbindung," antwortete Schlagborn scherzhaft — „wird Schwierigkeiten finden. Ich fürchte ein Nein!"

„Das Mädchen liebte Sie nicht?"

„Das Mädchen wohl, aber der Vater —"

„Wenn ich für Sie werbe, lieber Schlagborn! Wie heißt der Vater?"

Er heißt — — er ist — mein Erzieher, mein Freund, der Doctor —"

Dem war so, Schlagborn reiste alle Jahre vier Wochen auf seine Güter, und fand sie immer blühender, und seine Unterthanen glücklicher. Er sah des Doctors Tochter in einfacher Unschuld, in stiller Schönheit empor blühen. Sie hatte des Vaters hohen, stillen Geist, und die Anmuth der Mutter in der schönsten Harmonie verschmolzen. Er ging mit ihr um, wie ein älterer Bruder mit seiner Schwester, wenn er da war. Sie führte ihn umher in alle neue Anlagen, die der Vater machte. Er hatte ihren Geist kennen gelernt; er liebte sie heimlich mit der höhern Gluth des Mannes, und mit der gränzenlosen Dankbarkeit gegen ihren Vater.

Schon oft hatte der Doctor seinem Zöglinge angelegen, zu heirathen. „Schlagborn, du —" denn dieses Du ließ sich Schlagborn nicht nehmen — „du sollst heirathen, wenn du mich liebst," sagte der Alte, in hohem Ernst.

Hier fiel Schlagborn dem Doctor in die Arme, und fragte: „soll ich denn auch glücklich werden, Freund?"

„Das gebe Gott! sagte der Alte mit rinnenden Thränen.

„So gib mir dein Kind, deine Leopoldine! Ich liebe sie lange, und ich hoffe, daß sie mich liebt.

Der Doctor schlug den Blick zu Boden. „Gottlob!“ sagte er dann sehr ernst — „daß du selbst dich nicht getrauest, mir das anmuthen zu seyn. Ja, Schlagborn, meine Leopoldine liebt dich; aber wenn du ihre Hand nähmest: so würde ich mein graues Haupt mit dem trostlosesten Schmerze in meinen Sarg legen. Versprich mir's gleich, du willst nie daran denken. Versprich mir's! gleich versprich mir's! Oder ich gehe heute mit meiner Tochter, um mir ein Grab zu suchen, wo ich fröhlich sterben kann. Versprich mir's gleich! Schlag ein in diese Hand!“

„Aber mein Freund, so sag doch nur einen Grund, nur einen —“

„Tausend für einen. Soll ich Gottes Ordnung verkehren? soll ich mich lächerlich, verächtlich machen? Soll ich dich verächtlich machen? meine Leopoldine? Aber höre, wie dein Vater, mein Major im Sterben lag, da war seine letzte Bitte an mich, ich sollte es nicht zugeben, daß du je ein Mädchen unter deinem Stande heirathetest. Ich versprach es ihm bey unserer Liebe. „Und du, mein und sein Sohn!“ sagte der alte Mann furchtbar schluchzend: — „sollst mir mein Wort helfen halten! Ich habe es meinem Major für dich und für deine Kinder versprochen. Schlag ein! Versprich mir's jetzt gleich!“

„Jetzt! so gleich? liebster Freund!“

„Müßt ich hier für dich sterben, mein Sohn:

so gleich, ohne zu zaudern, ohne zu zögern, wollt' ich's. Dein edler Oheim, dein Vater, mein Major, wartete keinen Augenblick, wenn es Recht galt und Handschlag. Er starb aus Gram über die Trennung von uns; aber er schrieb kein Wort, daß wir wieder kommen sollten. Er starb! Nun versprich mir's gleich!"

Da legte stumm mein Vater — die Hand — in die Hand des Doctors, und —

„O Siegmund, Siegmund, ich schlage meinen Arm mit unendlicher Liebe um mein Weib, um meine Marie, und danke Gott, daß ich unendlich glücklich bin, und danke Gott, daß ich das alles nicht gewußt habe. Ich hätte, glaube ich, meine Hand auch in meines Vaters Hand gelegt, und hätte ihm gelobt, unglücklich zu seyn."

Da legte mein Vater stumm seine Hand in die Hand seines Freundes, und — und setzte sich eine Stunde darauf in den Wagen, und fuhr ab. Er hat Leopoldinen nicht wieder gesehen. Das Mädchen konnte ihn nicht vergessen; aber auch sie legte die kalte, zitternde Hand in die Hand ihres Vaters, und dann eines Predigers, der sie weit wegführte.

Mein Vater hatte das Mädchen mit seinem ganzen, vollen, heißen Herzen geliebt. Sein Herz verschloß sich gegen die Liebe, und er gehörte nun ganz dem Lande, das er glücklich machte.

Er wurde nach dem Tode des Ministers der

erste Minister seines Freundes, seines Fürsten. Sein Bruder, der ihn längst — fast haßte, glaubte, an des Majors Erbschaft eben so viele Ansprüche zu haben, als er. Er folgte den Doctor mit einer Wuth ohne gleichen; weil er den für den Urheber des Testaments des Majors hielt. Sein Bruder wendete sich jetzt wieder an ihn mit Bitten, die er nicht erfüllen konnte. Er verschaffte ihm zwar, was seine Eitelkeit verlangte, einen Titel und ein Band, aber nicht mehr.

Meines Vaters Feinde wendeten sich an seinen Bruder; aber sie fanden hier auch den edlen und festen Mann, der blind war gegen alles, wenn er die Waage der Gerechtigkeit in seiner Hand hatte. Dem Fürsten, der ihn mit Heirathen plagte, gestand er seine Liebe und sein Unglück. Der Fürst lächelte dazu. Er konnte doch weder seines Freundes Liebe noch des Doctors Nein begreifen. Aber desto geschwinder faßte er ihn beym Worte.

„So bringen Sie," sagte er: — „mir, und dem Vaterlande ihre Hand zum Opfer. Die Gräfinn Lenz —"

Schlagborn lächelte. Der Graf Lenz war Minister an einem benachbarten Hofe. Der Fürst Georg hatte gerechte Ansprüche auf sehr reiche Güter. Man hatte am benachbarten Hofe wohl die Gerechtigkeit seiner Ansprüche anerkannt; aber die Ausführung hatte seit zwanzig Jahren immer

neue Schwierigkeiten gefunden, die freylich durch eine Heirath **Schlagborns** mit der schönen Gräfinn Lenz am leichtesten gehoben wurden.

„Sie kennen die Gräfinn, **Schlagborn**. Sie ist eine Liebesgöttinn, und gerade, wie Sie eine Frau wünschen müssen, einfach, edel, geistreich, meines **Schlagborns** werth."

Schlagborn seufzte. Die Gräfinn, war schön, und alles was der Fürst sagte; aber am Hofe erzogen, und an einem sehr üppigen Hofe erzogen. „Die Liebe gebe ich auf," sagte mein Vater; — „aber das Glück nicht."

Schlagborn ging, um das streitige Geschäft zu ordnen, an den fremden Hof. Man nahm ihn mit Freundschaft in des Grafen **Lenz** Hause auf. Die junge Gräfinn näherte sich mit unbeschreiblichem Liebreitz meinem Vater, und unterhielt ihn den ganzen Abend. Schon nach ein paar Tagen sagte sie ihm mit einem unschuldigen Vertrauen: „ich hatte eine unbeschreibliche Neugierde, den Mann zu sehen, der eines Fürsten Freund ist, ohne sein Schmeichler zu seyn."

„Nicht wahr Gräfinn," antwortete er lächelnd: „und jetzt wundern Sie sich über ihre Neugierde."

Das nicht, aber die Wahrheit zu gestehen, ich glaubte, einen Göttersohn zu finden —"

„Und fanden einen schlichten Mann, wie es tausende gibt."

„Wenn das nicht eine ganz gewöhnliche falsche Bescheidenheit ist: so —“ sie machte eine tiefe Verbeugung.

„Eine ganz gewöhnliche Bescheidenheit, Gräfinn, was Sie auch von mir nun denken mögen. Ich liebte den Fürsten, da er noch nichts war, da ihn noch Niemand liebte. Da haben Sie das ganze Geheimniß, was mich zu einen Göttersohn macht.“

„Sie haben mich nicht ausreden lassen. Denn wir jungen Mädchen trauen uns wohl noch kräftigere Zaubersprüche zu, das Herz eines Mannes zu fesseln; aber ich wollte Ihnen sagen, daß ich mich freute, in Ihnen den schlichten Mann zu sehen, der bey seinem seltenen Glück, wäre es auch nur Glück, oder die Wirkung seiner Weisheit, nicht Schmeichler und nicht — Prahler war. Mich dünkt, Plato war in Syrakus ein wenig von beyden. Aber dieser Lobspruch, sehen Sie, gilt zur guten Hälfte, Ihrem Fürsten, oder Ihrem Freunde. Er ist ein seltner Fürst, und der seltene Fürst findet den seltenen Diener.“

„Aber um die Verbindung fest zu machen, müssen sie in gewissen Minuten mehr seyn, als Fürst und Diener, Freunde.“

„Mich dünkt, das wäre ohnehin schon eine Seltenheit. Ich will lieber an eine seltene Tugend glauben, als an eine Freundschaft zwischen Fürst und Unterthan. Aber ich weiß ja, was der Mensch

alles unter dem Nahmen Freundschaft gehen läßt. Denn Freundschaft, meinen Sie nicht? ist überall die höchste Tugend. Sie leidet gar keinen unächten Zusatz.“

„Wie die Liebe; meinen Sie nicht, Gräfinn?“

„Würde sie denn nicht eben so selten seyn? Und doch war das freylich der Traum meiner schönsten Stunden; aber welche Wunder liegen nicht in dem kleinen Raum des menschlichen Herzens! Es ist, denke ich, wunderbarer, daß der Mensch bey seinen Anlagen so wenig ist. Jeder Mensch könnte ein Held seyn, und wie wenig ist das, warum er es nicht ist.“

„Nur dieser Gedanke fehlt dem Menschen, sonst wäre er ein Held.“

„Wem wollen Sie jetzt schmeicheln? nur nicht mir! Denn dieser Gedanke ist oft nichts als Reue, daß man so wenig ist.“

„Und wenn Ähnlichkeit der Empfindungen, wie Sie zu sagen scheinen, Freunde macht: so wären wir jetzt Freunde.“

Die Gräfinn schlug einen Blick voll Vertrauen in sein Auge, und sagte lächelnd: „ich war Ihre Freundinn, ehe ich Sie sah.“

Das war seine erste Unterredung mit der Gräfinn. Sein Geschäft zwang ihn, täglich in dem Hause des Grafen aus und einzugehen. Es fehlte der Gräfinn kein Geist, kein Talent, kein Reitz,

keine Tugend. Es lag in ihrer Seele eine Hoheit sogar, eine Erhabenheit der Gesinnung; aber es fehlte ihr doch etwas, „eine Kleinigkeit,“ sagte er lächelnd; aber diese Kleinigkeit war ihm doch werth. Es war nichts als Leopoldinens bescheidenes, sanft verschleyertes Auge, das nicht blitzte, nicht trotzte und nichts suchte, diese einfache Demuth, womit sie den Glanz verschmähete, selbst den Glanz der Tugend, selbst den verhüllenden Schleyer der Demuth. Und da er an Leopoldinen dachte, da redete Leopoldinens weiche Stimme, die er von allen ihren Reitzen am wenigsten vergessen konnte, ihn leise mit den Worten an: „kannst du mich vergessen?“ Und er sagte unwillig: — „nein, sie ist es nicht, die mein Leben beglücken kann. Sie ist es nicht!“

Aber des Prinzen Briefe, die ihn spornten, die anfragten, wie die reitzende Gräfinn ihm gefiele, die ihn bathen, doch nur eine Schilderung des Mädchens in ein paar Worten zu zeichnen. Er konnte mit allem Ersinnen nicht einen Fehler an der Gräfinn finden, als das Auge, und eben das Auge war der schönste Reitz an dem Mädchen. Er war halb entschlossen, dem Fürsten das Opfer zu bringen, das einzige, um das ihn die Welt beneiden würde, wußte er; und in diesem halben Entschlusse, zu dem Leopoldinens Stimme immer rührender anklang, lief er wie ein junger Mensch zu der Toilette, machte Verse auf ihren Papagey. Sie

sollte ihn abscheulich finden, und sie fand ihn liebenswürdig. Er stürzte sich, um sein zweifelndes Herz zu überschreyen, in das Gastwirths-Leben des Hofes und der Gesellschaft, und er fand sogar das kalte Leben, das Haschen nach Witz, das Interesse an Kleinigkeiten, und die geistreiche Kokketterie der Weiber unterhaltend, in den Augenblicken, wo er neben ihnen saß. Am Abend wars viel schlimmer. Aber er wurde immer entschlossener, dem Fürsten sein Opfer zu bringen. Die Gräfinn war ja schön genug, klug genug, sogar tugendhaft genug, sein Einsiedler-Leben am Hofe lustiger zu machen: und so quetschte er sein Herz, und alle seine Hoffnungen, und eine witzige Liebeserklärung in zwanzig französische Verse, und sagte der Gräfinn, welche die Verse sehr ernsthaft las: „ich wette, Ihr Ernst ist so lustig, als mein Scherz da ernsthaft ist!“

Sie schob das Gedicht tief unter ihre übrigen Papiere, ohne zu antworten, bis ihr Vater ihr sagte, daß Herr von Schlagborn um ihre Hand geworben hätte.

„Sie haben meine Einwilligung,“ sagte der Graf nach ein paar Tagen: — „doch muß ich Sie an meine Tochter verweisen, die mir durchaus nicht glauben will, daß Sie bey mir geworben haben.“ Da stand er wieder auf dem vorigen Punkte. Er mußte der Gräfinn verschweigen, welche Stimme in seinem Innern erklang; und Verschweigen und Ver-

stellen stehen so nahe; und seit er entschlossen war, sie zu heirathen, fand er tausend Reitze an dem Mädchen, die sein Herz in eine heftige Bewegung, aber jene Stimme nicht zum Schweigen brachten.

„Ich liebe den Witz, Schlagborn," sagte die Gräfinn, und setzte sich ans Clavier, da sie mit ihm allein war, um mit einigen Takten Musik, die sie in diese Unterredung, die so interessant werden mußte, einschob, ihren Liebhaber und ihr Herz in ihrer Gewalt zu behalten: und ich habe Ihr Papier und Ihre Liebeserklärung zu vielen andern Papieren der Art gelegt, die man liest, belächelt und vergißt."

„So habe ich meine Antwort, Gräfinn!" und er griff über ihre Schulter weg auf das Clavier, und spielte die Melodie zu den Worten, welche die Gräfinn sehr wohl kannte: „so heiß mich gehen! denn ich will einsam sterben!" Welch ein Gefühl ihn bey dieser Melodie ergriff, ob Leopoldinens Andenken, oder die Reue, daß er seine Bewerbung so närrisch angefangen hatte; denn die Gräfinn saß da unendlich reitzend vor ihm. Genug, sein Auge strömte über von Thränen, und zwey heiße Thränen tropften auf der Gräfinn Brust.

Sie sah sich schnell nach ihm um, und da sie sein Auge voll Thränen sah, füllte sich auch ihres mit Thränen; sie reichte ihm überrascht die Hand, und sagte: „wunderbarer Mensch, verstehen wir

uns wirklich nicht, oder verlangen Sie den kleinlichen Triumph, daß ich Sie nicht verstehen soll?"

„O die Sprache in Ihren Augen, Gräfinn, verstehe ich, wenn ich nur die Zukunft verstände!"

„Welche?"

„Ich könnte es nie ertragen, Gräfinn, wenn ich fürchten müßte —"

„Was? Geschwind, was?"

„Ich bin nicht eifersüchtig; aber treu bin ich. Ich will glücklich seyn, und nur das Vertrauen, das mein Herz fühlt, kann mich beglücken. Sie wagen viel mit diesem Herzen, wenn Sie es wählten."

„Ich wage nichts, Schlagborn; denn wahrhaftig, ich liebe Sie! Ihre Liebe ist der stolze Triumph meiner Jugend, und er wird es bleiben. Den Mann muß ich ehren, dem ich zuerst sagen darf, daß mein Herz voll von Liebe für ihn ist. Ein größeres Opfer habe ich nicht, ich brächte es Ihnen."

Sie stand so groß, und doch so kindlich unschuldig vor ihm. Ihr Blick schimmerte jetzt, wie Leopoldinens, sanft hinter dem Schleyer von einzelnen Thränen, daß die Hoffnung wieder in seiner Seele ewachte. Er drückte ihre Hand an seine wallende Brust, und betrachtete sie nur mit seinen nassen Augen. Aber er sagte nicht ein Wort.

Er riß sich los, und ging unter ihren Citronenbäumen im Garten eine Stunde auf und nieder.

Sie liebte ihn wirklich. Sie hatte ihn geliebt, ehe sie ihn kannte. Sie hatte einen Abscheu, gegen alle die gebückten Gestalten, die um den Thron herstanden. Und da er erschien, nicht mit dem Reitz der Jugend mehr, aber mit der Schönheit des blühenden Mannes, mit der Feinheit des Umgangs und der Leichtigkeit in seinen Bewegungen, mit der Freymüthigkeit seiner Erziehung, die dennoch nie beleidigte, nie anstieß: da gab sie ihm ihr Herz, und sie hatte den sehnsüchtigen Wunsch, er möchte sie lieben.

Sie gab ihm ihre Hand; das schwierige Geschäft des Fürsten wurde nun leicht und geendigt. Mein Vater nahm meine Mutter mit an seinen Hof. Die Liebe führte sie dorthin, Liebe empfing sie dort huldigend.

Steiger an Siegmund.

Meine Mutter — sie gab mir das Leben — entfaltete vor den Augen ihres Mannes den Reichthum ihres Geistes, und die Schönheit ihres Herzens mit so viel anmuthiger Hoheit, daß mein Vater immer mehr in ihrem Auge Leopoldinens sanftes Auge, und in ihrer Stimme Leopoldi-

nens Stimme fand. Er verschwieg ihr nicht länger, was er an ihr vermißt hatte, das einfache reine Herz seiner ersten Geliebten.

Sie lächelte, und ihn hold umfangend sagte sie: „ich will dich überzeugen, geliebter Mann, daß auch das einfachste, das unschuldigste Mädchen am Hofe erzogen, auch am Hofe dauern kann. Ich werde deine Leopoldine seyn.“

Sie hielt Wort, und mein Vater genoß in ihren Armen zwey Jahre lang eine vollendete Glückseligkeit. Sie wurde meine Mutter, und ich wurde ein heiligeres Band für ihre Ehe, als die Liebe.

Die Fürstinn liebte meine Mutter, und der Fürst mit seiner Gemahlinn waren oft in meines Vaters Hause, sehr oft. Dann kam der Fürst zuweilen allein, und dann blieb die Fürstinn weg, und mein Vater bemerkte nicht, daß der Fürst öfter kam, nein, sondern, daß der Fürstinn Liebe gegen seine Gemahlinn erkältet war.

„Das seh ich zwar nicht gern,“ sagte er: — „aber ich traue deiner Klugheit zu, daß du unschuldig daran bist.“

„Unschuldig gewiß; aber du weißt die Ursach nicht, Schlagborn. Es ist Eifersucht auf ihren Gemahl.“

„Das ist schlimm. Doch, mich dünkt, das hättest du vermeiden müssen.“

„Ja, wenn ich halb schuldig gewesen wäre. Die Unschuld kann diese Leidenschaft nicht vermeiden.“

„Und der Fürst, Amalie?“

„Der Fürst ist nicht ganz so unschuldig, als deine Amalie. Mich dünkt, die erste Blüthe seiner Liebe zu der Fürstinn ist im Welken. Das Auge der Frau sieht scharf. Ich würde dich am ersten Blick errathen.“

„Ich denke, Amalie, ich würde das auch.“ Er sah sie starr an.

Sie fiel lächelnd um seinen Hals, und rief lebhaft: „war das Mißtrauen, Schlagborn?“

„Mißtrauen? bey Gott, nein, Amalie! Glaube mir, ich bin keines Mißtrauens fähig, nicht gegen dich, nicht gegen den Fürsten. Ich gab euch beyden mein ganzes Herz, und ihr könntet mir dafür die Hölle geben? Nein! wäre ich mißtrauisch: so stände ein Verzweifelnder vor dir! Nein! nein!“ Er schloß sie zärtlich in seine Arme.

Sechs Monathe darauf trat mein unglücklicher Vater unerwartet in das Zimmer meiner Mutter. Er sah eine Bewegung in ein Nebenzimmer, nur sah er nicht, wer dahin floh. Meine Mutter stand da erblaßt, zitternd wie die ertappte Schuld, ohne Bewegung, das Auge auf dem Boden geheftet. Sie wollte anfangen zu reden, aber die trocknen Lippen brachten mit Mühe nur unzusammenhängende Worte hervor.

Rasch verließ mein Vater ihr Zimmer, zwar bestürzt, aber doch die Wahrheit nicht ahnend, und ging auf sein Zimmer. Sein alter Bedienter trat ins Zimmer, um zu fragen, was er befehle. Verwirrt sagte mein Vater: „nichts! Ich muß den Fürsten sprechen.“

„Eben,“ sagte der Bediente ganz unbefangen: „ging er eilig zum Hause hinaus.“

„Wer? der Fürst? Was sagst du?“

„Der Fürst; er kam aber die kleine Treppe herab, und schien Eile zu haben.“

„Du hast ihn gesehen, erkannt, den Fürsten? Rede, und von der kleinen Treppe kam er, sagst du?“

„Es ist ja heller Tag, ich werde ja den Fürsten kennen!“

Da ging mein Vater zu meiner Mutter. Sie saß noch bewegungslos auf dem Sofa, das Auge zu Boden geschlagen.

„Amalia,“ sagte mein Vater, mit einer Stimme voll Liebe und Zutrauen. Er breitete die Arme aus.

Sie schlug das Auge auf, erblickte ihn, und rief: „belügen will ich dich nicht; aber meine Treue habe ich gebrochen. Nur zweifle nicht an meiner Liebe, Schlagborn! Ich habe nie einen andern Mann geliebt, als dich.“ Sie stand auf, warf sich einen Augenblick zu seinen Füßen, sprang dann auf, und rief: — „der Fürst!“ und stürzte

dann in ein Nebenzimmer, das sie hinter sich verschloß.

Betäubt stand mein Vater, wie eingewurzelt auf seiner Stelle. Er fühlte nichts als eine kalte Erstarrung aller seiner Kräfte in seiner Seele.

Er ging auf sein Zimmer. Nach ein paar Stunden einer dumpfen, thatlosen Verzweiflung, fragte er nach meiner Mutter. Es hieß, sie sey abgereist, man wisse nicht wohin. Er setzte sich zu Pferde, um zu sehen, ob sie auf einem kleinen Gütchen sey, das er nahe bey der Stadt hatte. Sie war nicht da. Am zweyten Tage erhielt er einen Bothen, der ihn auf sein Gut rief zu seiner sterbenden Frau.

Mit einem Arzt im Wagen flog er dahin. Er fand sie todt, und einen angefangenen französischen Zettel mit den Worten: „verzeih mir! Ich habe meine Schuld bezahlt und getilgt. Ich liebte dich, doch ich habe deine Ehre verrathen. Sorge für Amaliens Sohn. Wir sehen uns wieder vor einem Richterstuhle, der mehr Erbarmen hat, als ich selbst, und als du haben darfst. Das Leben eilt. Ich fühle — ich fühle — —"

Der Arzt erblaßte, da er den Leichnam untersuchte. „Ist sie todt?" fragte der Minister. — Still, still, lieber Doctor, ich will nicht wissen, was Sie mir sagen! Sie starb an einer Apoplexie, nicht wahr?"

Der Arzt reiste ab. Meine Mutter wurde be-

graben. Mein Vater, und sein alter Freund, der Compagnie-Chirurgus folgten der Leiche. Mein Vater blieb stumm. „Ich bitte dich, Alter," sagte er, seinen alten Freund, den Doctor sanft zurückschiebend: „schweig, ich glaube ja alles, was du willst! Freue dich, daß du mit deiner treuen starren Ehrlichkeit so zwischen Zufall und Zufall, der über alles entscheidet, durchgekommen bist."

„Zufall? O das wolle Gott nicht! Zufall! Gib dem Teufel nicht Raum!

„Nun denn! die Todte da verrieth ein Herz, das sie ganz ausfüllte, verrieth die Ehre eines Mannes, der sie anbethete! O welch ein fester Entschluß, so zu seyn, wie du es nennst, böse, gehört dazu! Aber meinst du denn, ihr Entschluß zu sterben sey minder groß, minder fest, minder bewunderungswürdig? Kann denn Himmel und Hölle in einem Busen wohnen? die erhabenste Tugend in diesen Nerven erklingen, und in jenen der schwärzeste Betrug? Sprich! sprich! Prahlerey ist unsere einzige Tugend! O hättest du den Geist meiner Amalia gekannt, ihre Liebe, mein Vertrauen, ihre Unschuld, die Reinheit ihrer Tugend, die mit dem Lichte des Himmels um den Preis streiten konnte, und auf einmahl ist der gemeinste Betrug vollendet, das Paradies zerstört, die dunkelste Nacht steht da, wo das Licht vorher prangend stand! Und wieder erhebt sie sich, und endet mit einer übermenschlichen

Erhabenheit. Ich bitte dich, schweig! Das Wort Zufall ist noch zu gut, für diese wetterwendische Unstätigkeit. Die Welle im Meere steht fest gegen das menschliche Herz, und du verlangst, ich soll den Samen meiner Freuden in dieses Meer säen, und wie ein Narr auf die Ernte hoffen. Ich bitte dich, schweig!"

Der Doctor ging händeringend in ein anderes Zimmer.

Mein Vater fuhr wieder in die Residenz. Er sendete dem Fürsten alle Papiere mit, mit folgendem Briefe: „Ein Unglück, das mich betroffen hat, mein gnädigster Fürst, und unter dessen Last mein Glaube an das Gute auf ewig zerdrückt ist, erlaubt mir nicht länger, die Stelle zu bekleiden, die Sie mir anvertrauten. Ich sende mein Portefeuille zurück, und danke Ihnen für die lange Freundschaft, der Sie mich würdigten."

Eine Stunde darauf trat der Fürst zu seinem alten Freunde ins Zimmer. „Schlagborn," rief er mit einem unendlichen Schmerze: „Ich bin der unglücklichste Mann meines Landes, wenn ich Sie nicht versöhnen kann! Ihre Gemahlinn ist todt! Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wer ihr Mörder ist. Ich, ich, Schlagborn, bin es, und —"

Schlagborn bedeckte das Auge.

„Ich brach die Bande der Freundschaft," fuhr der Fürst zitternd fort: — „die Bande des Ver-

trauens. Ich machte den unglücklich, der mich und mein Land beglückte. O welche Genugthuung verlangen Sie, Schlagborn? reden Sie? welche? Hier steht Ihr Fürst, nein, ein Mensch, der Sie tief beleidigt hat; Ihr Freund, der Sie verrathen hat. Ich muß Sie bitten, als um eine Wohlthat, lassen Sie mich Ihnen Genugthuung geben! Ihre Gemahlinn war unschuldig, ich bin der einzige Schuldige."

„O wollen Sie mich nicht hören, Schlagborn? So sehen Sie mich hier — hier beugt der Mensch vor dem beleidigten Menschen sein Knie." Schlagborn fing den Fürsten auf.

„Wenn Sie," fuhr der Fürst fort, — wenn Sie mich nicht bittend sehen mögen, so — lassen Sie mich Ihren Zorn fühlen. Fordern Sie Blut, Leben! Nehmen Sie nur den unendlichen Schmerz von meiner Seele, der mein Leben durchfoltern wird. Was kann ich thun, Sie zu versöhnen?"

„Die Minute des Unglücks ist vorüber," sagte mein Vater, — „wenn die Reue Sie nicht zurückbringen kann; so —"

„So — so? reden Sie."

„So ist alle höhere Hoffnung verloren, und ich kann verzeihen, weil ich muß. Erlauben Sie mir nur, daß ich mein Leben in einsamer Stille abathme. Ich kann nicht anders!" Er schellte. Er rief dem Bedienten zu: — „den Wagen!" Er begleitete den Fürsten hinab an den Wagen. Dann

reiste er selbst auf seine Güter. Ein Paar Monathe brachte er in der finstersten, trauervollsten Einsamkeit zu. Hätte seine Frau ihn betrogen, ohne Reue, hätte der Fürst des betrogenen Ehemanns gespottet: er hätte sein Herz, seinen Glauben gerettet; aber daß zwey starke, tugendhafte Herzen den Freund und den Geliebten hatten betrügen, verrathen können: dieser Widerspruch, den er ewig nicht lösen, diese beyden Menschen, die er ewig nicht hassen konnte und nicht lieben durfte, das fraß verzehrend an den Wurzeln seines Glaubens, und aller großen besseren Hoffnungen. Die Welt schrumpfte ihm ein zu seinem Traumlager, die Menschen-Geschichte zu einem Traume eines höheren Wesens zusammen, und die Menschen wurden ihm die bunten Gestalten des gehaltlosen Traums. Er haßte nichts, er liebte nichts mehr. Die Natur zerging unter seinem zerlegenden Messer, wie ein Leichnam unter dem Messer des Anatomen. Alles Große und Erhabene, alles Schlechte und Kleine floß zusammen unter der harten zerstörenden Faust einer Naturnothwendigkeit. Der Glauben, der wie ein schöner Regenbogen, das schöne Symbol der Güte Gottes, über zwey Welten steht, als die Pforte des Himmels, verschwand wie der irdische, wenn der Naturlehrer ihn erklärt.

Sein Bruder, der Oberkammerherr, hörte von seiner Abdankung, und sogleich war er fest überzeugt, er sey abgesetzt, was er ihm längst prophe-

zeihet hatte. Sogleich fing er auch an, seinen Bruder, der als Minister gar nichts für ihn hatte thun wollen, zu beunruhigen. Er fing, da ihre Güter gränzten, Prozesse mit ihm an, die mein Vater zwar gewann, die ihn doch aber störten.

Was er aufopfern konnte, opferte er auf, nur um Ruhe zu haben; aber der alte Doctor sagte ihm zuvor, daß die kalte Verachtung, womit er von seinem Rechte nachgab, seinen Bruder nicht zur Ruhe bringen würde. „Dein Bruder,“ setzte er hinzu, — „ist so böse nicht. Eine Reise zu ihm, mit allen deinen Orden geschmückt, ein freundliches Wort auf seine Weise könnte viel thun. Zeige ihm ein Paar der Briefe, die der Fürst dir hierher geschrieben hat, und du hast Ruhe. Der Schösser dort ist der Spitzbube, nicht dein Bruder.“

Die ganze Antwort war: „ich muß nun so gerade stehen, und kann mich nicht hierhin und dorthin beugen wie ein Rohr. Kannst du es denn, ehrlicher, gerader Mann?“ Der Doctor zuckte die Achseln.

So grub mein Vater immer tiefer das ätzende Gift in seine Seele ein; der Doctor, der ihn nicht retten konnte, schwankte wie ein Schatten im Hause umher. „O ich wollte,“ rief der Alte zuletzt ungeduldig: — „er hätte zehn Brüder, und einer wäre noch mehr Teufel als der andere, und ich könnte ihn mit den Hunden hetzen, damit er sich zur Wehr setzen müßte! Ein großer Schmerz

— und den verhüthe Gott und gebe ihn mir: oder ein großes Entzücken wird sein hartes Herz schmelzen, in einem Schlage, wie ein verzehrender Blitz.

Der Alte that, was er konnte. Er nahm Leopoldinens Tochter zu sich, die auch Leopoldine hieß. Er führte das Kind zu ihm in's Zimmer. Langsam sah mein Vater sich nach dem Kinde um, ohne zu fragen, wer sie war.

„Leopoldine!" so nannte der Doctor das Kind. Er sah sich wieder um nach dem Kinde.

Der Doctor führte es zu ihm. „Meine Tochter hat mir ihr ältestes Kind geschickt, um mein Alter zu versüßen."

„Da betrachtete mein Vater das Kind, streichelte die blonden Locken über die Stirn zurück, und kälter sagte er dem Doctor: „hättest du meinen Wunsch erfüllt, so —"

„So? was nun so? Könnte sie nicht von einer langen schmerzhaften Krankheit zerstört daliegen und jammern, und wir könnten ihr nicht helfen."

„O du hast Recht, Alter, du hast Recht! Es liegen noch ungeheure Schrecken in der Natur verborgen, die auf des Menschen Herz mit blutigen Raubzähnen fallen könnten, oder auf den Kopf, auf die Phantasie. Wenn das der Sterbliche erwägt, so kann er immer sagen: wie glücklich bin ich!"

„So meint' ichs nicht."

„Aber ich.“

Er redete das Kind nicht an; aber er sah doch gern, wenn das Kind im Zimmer, wo er war, umher spielte. Er lächelte sogar, wenn ich — ich war einige Jahre älter — mit dem Kinde freundlich spielte. „O,“ rief mein Vater, da ich einmahl das Kind umfaßte, und sie so an meine Brust gedrückt zu ihm führte: — „o Ludwig, halte sie immer so! Schaue ihr gläubig ins fromme Auge voll Unschuld! Laß sie nie aus den Armen! Schaue nie über den Rand des Lebens hinaus! Laß ihre Arme deine Welt begränzen, deine Wünsche und die Hoffnungen!“

Er sagte das mit einer großen Bewegung. Der Doctor saß stumm dabey; aber schon nach einem Jahre, drang der Doctor darauf, daß ich von Haus sollte. „Der Anblick eines erstarrten Herzens taugt für keinen Knaben. Er soll das Leben anschauen, wie eine Braut, nicht wie eine Feindinn!“

Das sagte der Alte so oft, daß mein Vater endlich rief: „Ich weiß, was du willst, Alter! Du willst die beyden Kinder trennen.“

„Ja, das will ich, das will ich! Ich versprach es meinem sterbenden Herrn und Freund.“

„Und wenn sie sich liebten?“

„Das eben sollen sie nicht. Darum soll er fort; darum eben.“

„Lebte der Major, er würde die Enkelinn des Mannes nicht verachten, den er so liebte.“

„Das würde er nicht; aber wenn du glaubst, er würde zugeben, daß meine Enkelinn eine Frau von Schlagborn würde, so hast du ihn schlecht gekannt. Er ehrte den Menschen; aber er ehrte auch Gottes Ordnung. Ludwig muß fort, oder Leopoldine!“

Mein Vater schwieg. Der alte Doctor brachte mich zu meinem Oheim, einem Herrn von Rausch, einem höchst edlen Mann. Mein Vater machte die einzige Bedingung, die auch der Doctor machte, daß man mir so viele Freyheit zugestehen sollte, als es möglich wäre. Der Doctor drang darauf, ich sollte früh in die Welt. Mein Vater ließ ihn walten. Ich erhielt einen Hofmeister, einen Bedienten, und wandelte von Stadt zu Stadt. Dann lebte ich ein Jahr lang wieder bey meinem Oheim. So war ich neunzehn Jahr alt geworden.

Ich ging zu meinem Vater zurück. Mein Vater prüfte meinen Character, meine Kenntnisse, meine Grundsätze. Dann beschloß er, ich sollte allein auf Reisen gehen, nur mit dem alten Bedienten, der von Jugend auf bey mir gewesen war, und mich unbeschreiblich liebte. Der Doctor machte Einwendungen. „Er soll glücklich seyn, und nach seinem Sinne,“ sagte mein Vater — und traf meinen Wunsch.

Ich erhielt einen offenen Wechsel, so viel Geld

zu ziehen, als ich wollte. Ich hatte schon Beweise abgelegt, daß ich kein Verschwender war. Ich ließ mir sehr einfache Kleider machen, was meinem Vater gefiel.

Den Tag vor meiner Abreise nahm mein Vater mich allein. „Du bist frey gewesen, so lange du Freyheit schätzen konntest: nicht wahr?“ Ich reichte ihm dankbar die Hand. „Du sollst es auch jetzt seyn, mein Sohn, vollkommen frey, ganz vollkommen. Ich war es auch. Gewinne dem Leben das Glück ab; ich wünsche es dir. Es liegt fast nur im Entsagen. Du lebst unter Menschen, nicht unter Göttern, nicht unter Engeln, unter sehr gebrechlichen Menschen. Lerne früh verzeihen, früh deine Welt und das Glück nur in dir selbst finden. Der Ehrgeitz ist eine Flamme, die in jedes Jünglings Busen brennt. Es ist ein süßes Gefühl, eine Welt zu regieren; aber lerne auch den Ruhm, die Herrschaft entbehren zu können; und herrschest du über Viele oder Wenige, so denke daran: daß sie alle Herzen haben, wie du selbst.“

Er machte eine Pause. Da verfinsterte sich das Gesicht. „Du bist frey, mein Sohn, nur nicht in einem Puncte.“ Ich sah ihn bestürzt an, „und dieser Punct?“ Nun verboth er mir, ein Mädchen aus dem Bürgerstande zu lieben.

„Und Ihre Gründe, mein Vater? fragte ich freundlich.

„Ich habe keine Gründe, nur den Befehl,

den unverbrüchlichen Befehl. Ich fragte auch einmahl so, Ludwig, und ich liebte schon. Da sagte ein Mann, der nicht mein Vater war, nichts als die Worte: „Du sollst nun so, weil ich will!"

„Aber mein Vater, wenn —"

„Wenn sie eine Göttinn wäre, ich will nun so, du mußt nun so. Das habe ich dir über die Liebe zu sagen. Uber die Habsucht, mein Sohn, diese finstere, kleine, schreckliche Leidenschaft habe ich dir nichts zu sagen. Sey großmüthig! Es ist leicht zu leben, aber schwer sich sagen zu müssen, man hätte einen Schmerz hindern können mit Gold, und wollte es nicht. Das Leben wird vielleicht oft hart vor dir stehen. Ich kann dir darüber nichts sagen. Gleiche du dich selbst mit deinem Kopfe oder mit deinem Herzen über das Räthsel aus. Ich kann dich nur warnen: je mehr du hoffest, desto mehr kannst du verlieren. Ich möchte kein Verbrechen begehen, mein Sohn, wäre auch die Tugend nichts mehr als eine Schönheit. Und nun zieh' hin. Ich hätte das alles sparen können, sehe ich jetzt. Doch auf diesen Abschied war ja gerechnet. Und so zieh' hin! Ich gebe dir deine volle Freyheit. Werde, was du willst. Leb wohl!"

Steiger an Siegmund.

Hohendorf.

Ich verließ das väterliche Haus mit einer höchst seltsamen Empfindung. Ich hatte es wieder betreten mit einer süßen Beklemmung, einen Vater zu finden, den ich seit meiner Kindheit nicht gesehen hatte. Mein Herz war mit Liebe, mit Begeisterung überfüllt; und da ich mich in seine ausgebreiteten Arme stürzen will: so sehe ich vor mir den ernsten stolzen Mann stehen, auf dessen Gesicht nicht einmahl ein freundliches Willkommen lag. „Du bist es Ludwig," sagte er: „Es ist mir lieb, daß ich dich so gesund, so blühend sehe." Meine Liebe, die mit tausend umschlingenden Armen aus meinem Herzen gebrochen war, erstarrte, und wurde zu einer Empfindlichkeit. „Geh zu dem Doctor!" sagte mein Vater: „Er erwartet dich!"

Ich ging zu dem Fremden, und an seiner Brust fand ich die Liebe des Vaters, und eine so weiche Zärtlichkeit, die mich wieder überraschte.

Ich wußte gar nichts von meines Vaters Unglück, wie denn Niemand davon wußte, und ich beklagte mich gegen den Doctor. „Dein Vater," sagte der, und Thränen rollten dabey über seine Wangen — „ist der edelste Mann auf der Erde!"

Aber nicht Vater! dachte ich, und so verließ ich das Haus. Das erste, was ich that, war, ich nahm den Nahmen eines Bürgers, Steiger an,

wie ich jetzt sehe, aus Unmuth über das väterliche Verboth, eine Bürgerliche zu lieben. Unter diesem Nahmen reiste ich einige Jahre, wie meine Phantasie und eines Jünglings Sucht nach Abentheuer, es befahl. Daß ich glücklich war, kannst du denken, obgleich ich mich ganz allein in der Welt fand.

Was mich an meinen Vater knüpfte, war nur das harte Verboth, eine Bürgerinn zu lieben, das mir immer härter erschien, je mehr ich mich frey glaubte von allen Pflichten. Jedes liebliche Mädchen aus diesem Stande zog mich an; aber dann stand doch wieder ein drohender Cherub auf meinem Wege, und ich wendete mich. Unter den Adel mischte ich mich nicht, und so blieb ich frey von der Liebe, von der Leidenschaft, die so mächtig ist, bis der Zufall mich mit Marien, der Schwester meines Freundes, zusammen warf.

Ich habe dir schon geschrieben, daß ich entschlossen war, Marien nicht wieder zu sehen, um welchen Preis es auch seyn müßte, obgleich ich dafür keinen Grund finden konnte, als das stolze Verboth meines Vaters. Aus der Erzählung Walthers von dem Leben seiner Familie, er konnte nun nicht wieder davon aufhören — sah ich nur zu gut, welch ein reiches Glück in dem Herzen dieses Mädchen lag; aber ich ging nicht.

Ich ging nicht, obgleich der Bruder mir erzählte, mit welcher Sehnsucht Marie gefragt

hatte, ob ich denn ihr Haus ganz vergessen hätte. Ich traf den Freund des Hauses, den Hospitalprediger ein paar Mahl im Berghause. Seine Erzählungen von dieser ehrwürdigen, einfachen Familie, von dem Geiste des lieblichen Mädchens, die seine Schülerinn war, vollendete meine Liebe, meine Sehnsucht, meine Wünsche, empörte mein Herz gegen diesen Befehl meines Vaters; aber ich ging nicht. —

Schon war ich entschlossen, abzureisen, da gehe ich einen Nachmittag am Flusse hinab zum Baden. Ich hohle einen Mann ein, der vor mir geht, und es ist der Hospitalprediger. Er erzählt mir, daß er einen armen Landprediger auf ein paar Tage besuchen will, von dem Walther mir schon erzählt hatte, als von einem der edelsten Männer.

Der Hospitalprediger erzählte dasselbe, und ich fragte ihn, ob der Prediger mich wohl gern sehen würde.

Ein frohes Lächeln und ein zärtlicher Händedruck war seine Antwort. Ich sende den Bademeister, denn wir standen am Badeplatz, sogleich zu Hause, mir Wäsche zu hohlen, ein paar Flaschen Wein, und was zu einem Punsch dient, und während deß sagt der Prediger, daß er auf eine Gondel warte, die ihn hier treffen sollte. Mein Bothe kommt, die Gondel auch. Wir steigen fröhlich ein, und Marie springt in des Predigers Arme.

„Sieh, Marie," sagte der Prediger — „so bist du doch da!"

„Ja, ich konnte Sie doch am Ende nicht allein reisen lassen! Geschwind war ich in den Kleidern. Ich kam noch eben, da die Gondel abfahren wollte, und nun ist der Kopfschmerz und alles schon vorüber, und ich bin so froh, wie die Fische hier im Wasser."

„Nun, Lieber," sagte der Prediger — „wollen Sie einsteigen? Hier ist noch jemand, Marie, der mitfährt."

Ich stieg mechanisch ein, noch immer sinnend, wie ich mich los machen wollte; aber durfte ich das Mädchen beleidigen? „O guter Himmel!" rief sie fröhlich, ich möchte sagen mit dem Entzücken der unschuldigen Liebe — „Sie, Herr Steiger?" Sie sprang in den wankenden Kahn ein wenig rasch über die Sitze, um mir die Hand zu reichen. Die Bewegung des Kahns machte, daß sie in meine Arme fiel.

Da hielt ich sie gedrückt an meinem Busen, und immer fester gedrückt; denn der Kahn schwankte fort, da der Prediger zu Marien wollte, sie zu halten.

„Aber du wildes Ding!" sagte der Prediger, da wir saßen — „hättest du nicht in den Strom fallen können, und unser Freund mit dir?" Sie schlug das Auge wie erröthend gegen mich auf, als hätte sie mich fragen wollen: Hätten Sie so gern

mit mir sterben mögen? Du wirst hören, daß sie das dachte.

Wir schlugen nun die Leinwand, die den Kahn bedeckte, zurück, und so fuhren wir auf dem schönen Strom zwischen dem Paradiese der Gegend weg. Sie saß neben mir; ihre Hand war, ich weiß wahrlich nicht, wie, in meine gerathen. Sie sah hinaus; und wenn sie einen schönen Gegenstand sah, drückte sie leise meine Hand, um meine Aufmerksamkeit dahin zu ziehen.

„Nun so still, Marie?“ fragte der Prediger — „und mich dünkt, du solltest so fröhlich seyn!“

„Ja,“ sagte sie, gleichsam aus einem schönen Traum erwachend — „das scheint mir selbst wunderbar; aber ich glaube, ich müßte denn gehen, laufen sogar, und ein Schwarm Mädchen müßte um mich her seyn. Es ist seltsam, daß, sehe ich ruhend über die schöne Landschaft, über die blühenden Wiesen, über die Wolkenschatten, die dahin fliegen, von Berg zu Berg, daß mich das nicht fröhlich werden läßt; daß ich sogar sagen könnte, gewiß, Herr Nachbar, so könnte ich sagen, es wäre eine Art von Traurigkeit tief in meiner Brust eine Wehmuth, die aber süßer ist als die Fröhlichkeit. Warum erinnert mich jeder schöne Abend, wenn ich am Kornfelde sitze, und von dort die Nachtigall höre, und vom Hause her Walthers

Geige, warum erinnert mich ein solcher Abend jedesmahl an alles, was mich betrübt?"

„Was dich betrübt? Und was betrübt dich denn, Jungferchen? Nenne es doch geschwind!"

Sie sann nach, und lächelte. „Viel ist das freylich nicht, oder vielmehr, ich kenne es selbst nicht; aber doch zum Beyspiel: daß Herr Steiger gar nicht wieder kam, gar unsern Dank nicht wollte, für seine Liebe zu Walthern. Das betrübte mich wohl recht zuweilen. Aber am Ende ists wohl nichts mehr, als was Walther immer sagt: man will hinaus! hinaus in das Meer des Lebens! in die Weite!"

„Das sollte ein Mädchen nicht wollen, Marie!"

„Ja, will ichs denn, Nachbar? Will ichs? Aber es überrascht doch zuweilen das Herz. Wie Sie da sagten, ich hätte mit Herrn Steiger in den Strom fallen können, da war mir's, als wäre das mir süß gewesen."

Ich drückte ihre Hand zur Antwort, wider meinen Willen, und eine Wendung ihres Gesichts hinaus, und ein leises Zittern ihrer Hand zeigte mir, daß sie meinen Händedruck gedeutet hatte.

Der Herr Nachbar hielt nun eine lange Vorlesung über das Ahnen einer bessern Welt in dem Innern des Menschen. Wir hörten gewiß nicht zu. Wir sahen still vor uns hin. Ihr Busen, der in langen Wellen schlug, sagte mir, daß sie ihre

Seufzer verbarg. Der Prediger sah sich um, und fragte: „ist denn deine Sehnsucht in's Weite noch nicht vorüber?“

Sie erröthete, und nun hob sie ein Gespräch an, das sie nur mit Mühe fortsetzte.

Ich saß neben ihr, und dachte mit finsterer Wehmuth über mein Geschick nach, das mir verboth, glücklich zu seyn. In diesem Augenblicke, fiel mir zum ersten Mahle der Gedanke ein, daß ich allein wäre, daß mein Vater ohne mich leben könnte, daß er seines Sohnes nicht bedürfte. Ich durfte nur meinen Nahmen behalten, meinen Bedienten in mein Geheimniß ziehen, oder ihn zu Hause senden: so war ich der ganzen Welt verschwunden, so gut wie todt. Niemand verlor etwas, und ich gewann den Himmel.

Das war nicht Entschluß, Siegmund, es war nur eine Träumerey, ein süßer Roman, den ich ersann; aber das Mädchen, das mir den Himmel geben sollte, saß dicht neben mir, ihre Hand lag in meiner, ihr himmlisches Auge wendete sich von Zeit zu Zeit verstohlen auf meines, und gab dem Roman, den ich ersann, Leben, Begeisterung, und meinem Herzen den mächtigen Wunsch, den Traum wahr zu machen.

So kamen wir bey dem Dorfe an, wo der Prediger uns am Ufer, wo er wohnte, entgegen kam, mit einem Haufen kleiner Kinder, die sich sogleich mit einem lauten Freudengeschrey um Marien

versammelten, ihre Hände in Besitz nahmen, und eifersüchtig auf jede kleine Liebkosung waren, die Marie einem machte. Es war ein schönes Schauspiel, obgleich ich ganz von Marien vergessen war, nicht ich allein, sondern auch die ganze Empfindung, die sie gehabt hatte; denn sie jauchzte mit den Kindern, sie war ein fröhliches Wesen, das sich mit den Kindern haschte, und jede Freude verdoppelte.

Der Vater sah dem schönen schäferlichen Schauspiel mit entzückten Blicken zu, und dann sagte er: „Gott beglücke das Herz des Mädchens mit einem so schönen Herzen! Aber wer ist der Mann, der sie verdienen wird?“ Und nun hob ein Gespräch zwischen den beyden Predigern an über Marien. Sie redeten so warm von ihr, als wären sie Jünglinge, und sie priesen den Mann selig, der einmahl des Mädchens Herz finden würde. Der eine erzählte eine Anekdote von ihrer Unschuld, redete von ihrem Geiste, von ihrem tiefen Gefühl, von der Reinheit ihres schönen Herzens: und dein Freund, Siegmund! stand darneben, hörte alles das; und hundert Schritte von ihm flog wie eine Grazie, das reitzende Mädchen, unter den Kindern dahin, kam dann zurück, und sagte, mir das schöne, von Freude strahlende Angesicht lächelnd zuwendend: „o wie schön ists, daß Sie hier sind!“

Wir gingen nun ins Haus, und Marie über=

nahm sogleich die Stelle der Hausmutter. Der Prediger hatte seine junge Frau verloren. Die Freude zog mit dem Mädchen durch alle Zimmer, durch die Küche. Sie sah mich so stolz an, in ihrer Küchenschürze, und so muthwillig, daß ich ihr an zu helfen fing.

Ich half den Tisch decken. Ich schäckerte mit den Kindern. Ich war in einer Stunde hier mehr zu Hause, als an irgend einem Orte in der Welt. Dann öffnete ich meine Kiste, um Anstalt zum Punsch zu machen. Sie stand aufmerksam dabey, nahm mir die Arbeit ab, so bald sie wußte, was es sollte, oder schüttelte mißbilligend das Köpfchen über die Verschwendung von so viel Zucker, Citronen und Wein; und Siegmund, hast du Gefühl für das Vertrauen, für die süße Empfindung, die aus diesen kleinen Geschäften so rein hervorgeht: so wirst du begreifen, warum der Abend so selig wurde, an dem wir unter einer Linde im Garten aßen, und dann den Punsch tranken; du wirst begreifen, daß alle meine Träumerey im Haschen mit Marien und den Kindern verloren ging, daß ein guter Geist der Freude, der ausgelassensten mich ergriff; daß wir sangen, lachten, wieder sangen, dem Echo am nahen Gebirge Possen zuriefen und Neckereyen, und daß wir endlich ermüdet von so viel Lust uns endlich niederlegten, ohne daß wir ein Wort mit einander allein geredet hatten.

Ich höre noch im Nebenzimmer, wie die Kinder sich den Platz neben Marien zum Schlafen streitig machten, und wie Marie verboth, den fremden Herrn zu stören. Sie ließ die Kinder nun bethen, und, mit welcher einfachen Inbrunst! Ich bethete mit, und bath den Herrn der Welt um den Besitz dieses Mädchens mit einer hoffenden Inbrunst.

Am andern Morgen, ehe die Sonne aufging, erweckte mich das Geplauder der Kinder; denn die Freude über Marien hatte die Kinder geweckt. Wir standen alle auf. Wir kamen auf dem Vorsaale zusammen. Ach, mit welcher Lieblichkeit ertönte das Wort: guten Morgen! von ihren Lippen, und wie lieblich stand ihr die Morgenröthe der Scham, daß sie noch nicht vollkommen gekleidet war. Und nun eilte sie, die Kinder zu waschen, zu kleiden. Dann, sagte sie, zu mir herübersehend, der ich in diesem wunderlieblichen, ahnungsvollen Anblicke verloren war: „Sie wiesen mich einmahl zurecht, lieber Herr Steiger, und heute will ich Sie zurechtweisen in diesem Paradiese!"

„Wir gehen mit!" riefen zugleich die Kinder.

„Nein, denn ich gehe auf den Hühnenberg, Kinder, und der ist euch zu hoch! Aber hernach, wollen wir recht gehen, und Blumen suchen, wenn ihr hübsch fromm seyd." In fünf Minuten war sie gekleidet, das Frühstück an die Kinder vertheilt,

und sie ging mit mir zwischen Gebirg' und Wald hinauf; und dann, da wir fast oben waren, noch immer im dunkeln Gebüsch, hatte sie etwas auf dem Herzen.

„Was haben Sie, Marie? was wünschen Sie?“

„Ja, eigentlich müßte man Ihnen die Augen zuhalten, damit Sie nichts früher sehen, als bis Sie ganz auf der Spitze sind.“ Ich bath sie darum. Sie band mir ein Schnupftuch um die Augen, dann gab sie mir die weiche Hand, und führte den Blinden zehn Minuten lang.

Während des war ich tausendmahl entschlossen, meine Arme um das Mädchen zu schlagen, und ihr zu sagen, Sie möchte meine Führerinn durch das ganze Leben seyn. Ich nahm ihre Hand, wie um mich daran zu halten, legte sie auf meine Brust. O sie fühlte gewiß die empörten Schläge meines Herzens!

Auf einmahl riß sie das Tuch von meinen Augen, eben wollte ich sie umfassen, und ich stand vor der schönsten Gegend der Welt; der Himmel und die Unermeßlichkeit lag vor meinen Augen aufgethan.

„Haben Sie nicht,“ fragte sie unendlich freundlich — „das Schönste vor sich, was sich denken läßt?“

„Ja, Marie,“ rief ich; — „ja das Schönste im Leben! Die schönste Erde und den schönsten

Himmel, der tausendmahl schöner ist als die Erde, Sie, Marie! Sie meine himmlische Marie!“ Ich schaute mit entzückten Blicken in ihr Angesicht.

O Sie sollten dahin sehen!“ rief sie verwirrt ein wenig, und eifrig.

„Das will ich nicht. Ich will in den Himmel blicken, ich will in Ihren Augen die schönste Hoffnung meines Lebens suchen, Marie! ich will wissen, ob der Himmel mein ist, der vor mir steht!“

Ich war so bewegt, daß heiße Thränen in meine Augen stiegen. Ihr Auge füllte sich auch mit Thränen. Sie sah mich an, dann schlug sie das Auge wieder nieder, und sah mich von neuem an. Endlich sagte sie: „Ich weiß ja nicht, warum ich weinen muß.“

„O,“ rief ich, und faßte ihre beyden Hände; „waren es Thränen der Liebe, Marie, Thränen deines sehnenden Herzens, die nur ich stillen könnte, die nur ich trocknen dürfte! O Marie, du bist meine erste Liebe, und du wirst meine letzte Liebe seyn.“

Sie hob die Hand, und zeigte in die Gegend, warscheinlich das Gespräch wieder auf die Gegend zu bringen. Aber schluchzend hob sie an: „Mein Herz ist so beklemmt. Ich bitte Sie, sehen Sie doch nur, sagen Sie nichts! O hätte ich das gewußt!“

„Marie, was hätten Sie denn gewollt?“

O sag' es nur, theures Mädchen," sag' es, geliebtes Mädchen!"

Sie schwieg bestürzt, und zitterte.

„Hast du dich nach mir gesehnt, Marie? hast du mit gewaltiger Sehnsucht gewünscht, ich möchte wieder kommen?"

„Ach, leider, das kann ich nicht leugnen," sagte sie die Hände faltend.

„War dir dein Herz beklemmt, wenn du an mich dachtest, wie mir, wenn ich an dich dachte?"

„O Sie haben an mich gedacht?"

„Marie, immer, immer mit der stillen, gewaltigen Empfindung der heißesten Liebe!"

„Und Sie nahmen auf immer Abschied? Und Sie sagten, Sie gehörten weit von mir zu Hause, wo keine Blume sproßt?"

„Ja, Marie, dahin gehört' ich zu Hause, dahin; aber nicht mehr. Jetzt gehöre ich in deinem Blumenthale zu Hause. Ich bin dein! Ich bin ewig dein. Wir begegneten uns noch einmahl in den Himmelsräumen, und was zwischen uns lag, das harte Leben, der Stolz, der kalte Rang verschwand, und der Himmel segnete uns, die Geister der Liebe riefen: Liebt euch und seyd glücklich, und drückt die glücklichen Herzen an einander, und die vor Entzücken verstummenden Lippen!"

Da erblaßte sie, Siegmund, und sie sank zitternd an meine Brust, und mein heißer Mund lag auf den kalten Lippen, und ihr Herz, aus

dem das Leben vor Liebe und Entzücken gewichen war, erhielt seinen Schlag wieder unter den Schlägen meines Herzens.

Sie sah erst ängstlich um sich, die Hand an die Stirn gelehnt; dann, als sie sich erinnert haben mochte, sagte sie ernst: „Ich muß erst einen Augenblick mich sammeln, und denken wie alles war.“ Sie ging langsam hinter eine Felsenwand, ich hörte nur ihre Schritte im trockenen Laube lange rascheln. Sie ging weit.

Ich setzte mich auf eine Felsbank zum Nachsinnen über mich selbst, obgleich der Sturm des Entzückens einer nie gefühlten Wonne, der jungen, ersten Liebe unbesiegbar in meiner Seele auf- und abwogte.

Was ich auch hätte nachsinnen können: der ewige Bund der Liebe war geknüpft. Ueber mich hatte ich selbst entschieden, in dem betäubenden Augenblicke der Leidenschaft zwar, aber selbst entschieden. Ich fürchtete nur, daß ich das frohe, zum Glück bestimmte Herz Mariens in meine seltene Zukunft mit verwickeln müßte. Das allein fürchtete ich; aber mag sie eben so frey entscheiden, sagte ich zu mir selbst, als ich selbst.

Wie ich dir das daher setzen muß, Siegmund, als wäre es eine Sessionsverhandlung in einem Rathssaale, und in meinem Herzen schlugen wehende Flammen der Liebe durcheinander, und ein

wogendes Meer der Wonne sank stürmend über meine Seele, und mein Herz wurde von den Wonneströmen in alle Himmel empor gerissen, und hinterließ in meinen Augen nur heiße Freudenthränen.

Was ich dir von Nachdenken sagte, war das Gefühl eines irdischen Augenblickes in himmlischer Seligkeit, die Erinnerung eines Seligen an die irdischen Träume. Weiter nichts!

So saß sie lange. Dann flog ich um den Felsen ihr nach. Ich fand sie weinend an einem Felsen gelehnt.

„O,“ sagte sie leise: „Sie kommen zu früh! Ich habe den Schmerz noch nicht ausgeweint, und — o muß ich es sagen! — eine zu große Wonne. O war's denn Liebe? war es die Liebe, womit ich mich nach Ihnen sehnte? O diese volle Seele, diese reine himmlische Wonne in meinem Herzen, die meine Seele beklemmt und ausdehnt, sagt mir ja, es ist die Liebe!“

„Es ist die Liebe, meine Marie! und ist etwas Göttlicheres im Leben, als Liebe: so ist es das, was uns zusammen führte, die Hand der ewigen Liebe. Leg' deine und meine Hand, dein und mein Herz zusammen, zum ewigen Bunde zwischen Mann und Weib!“ Bey diesen beyden Nahmen legte Marie das erblassende Gesicht in die rechte Hand, und mit der linken verhüllte sie die schnell athmende Brust.

„Sage Mann und Weib, Marie!“ rief ich mit der grausaumen Eifersucht des Mannes, welcher der weiblichen, zartern Liebe den letzten leichten Schleyer entreißt. Sie legte verhüllt das schöne, in reiner Liebe strahlende Haupt an meine Brust, und stammelte mit sterbender Stimme: „O ich muß Sie ja lieben! Aber das Herz bricht ja jetzt!“

Sieh', wie ich sie nun an meinem Herzen gedrückt hielt, und ihre Lippen meine sanft drückten, da schwor ich laut, sie ewig zu lieben und ihr Herz ewig zu beglücken; da erst hob sie das Angesicht, mit der Verklärung der Freude gegen meines empor, und ihr Auge strahlte von Liebe zum ersten Mahle, und die Rosenknospe ihres Mundes öffnete sich, wie die wirkliche in den warmen Tropfen eines Gewitterregens, und sagte leise: „Mein — Ludwig! Ach, wie lieb' ich den Nahmen, wie hab' ich ihn geliebt!“

O dieses zarte Gefühl der schamhaften Liebe beseligte mein Herz noch mehr! Wir schauten uns nur in die Augen und in die vollen Herzen. Leise Seufzer schwebten von Lippe zu Lippe, und jeder Seufzer war ein liebkosender Nahme, und die Hände faßten sich fester, und die Thränen flossen milder. Da schloß den Bund ein heißer Kuß, eine lange Umarmung.

Steiger an Siegmund.

Hohendorf.

Wir gingen nach der Aussicht zurück, eng' und warm an einander gedrückt, und setzten uns neben einander. Wie hell wurde es in meiner Seele, wie schnell ordnete sich der Plan meines Lebens, und meine Jahre wurden zu lauter Freudenzügen! Da hörten wir der beyden Prediger Stimmen ganz nahe bey uns. „O," sagte sie leise, meine Hand drückend: „Sie müssen ja schweigen!" und da standen sie neben uns.

„Dacht' ich's doch!" sagte der Nachbar. „Da sind sie! Aber Marie hat recht, es ist hier der Himmel selbst!"

Der Nachbar hielt zuweilen sein Auge fest auf Mariens Gesicht, das in einer schönen Verklärung glänzte. Sie redete wenig, aber was sie sagte, hatte eine Würde, eine stille Hoheit. Die Liebe hatte ihre Seele erhoben.

Wir gingen von der Höhe hinab. Unten kamen uns die Kinder entgegen. Marie nahm das jüngste auf ihre Arme, hielt es an den Busen gedrückt. Die andern Kinder neckten sie; aber Marie war nicht mehr das fröhliche Mädchen, das sich mit den Kindern haschte. Sie ging heilig wie eine junge Mutter in dem Kranze ihrer Kinder.

Ich ging nun allein — denn Marie besorgte die Küche — wieder die Höhe hinauf, wo ich so

glückich gewesen war. Da stand die nahe Zukunft dunkel vor mir; aber der Wurf des Schicksals war gefallen. Der Traum, den ich auf dem Nachen geträumt hatte, bekam immer hellere Klarheit. Des Lebens Glück lag in meiner Gewalt. Meines Vaters Verboth hing zwar wie eine dunkele Wolke in meinem Freudenhimmel. Aber ich war ja meinem Vater gar nichts als der Erbe seines Vermögens, und das gab ich auf. Er hatte bey seinem Abschiede mir ja meine volle Freyheit angekündigt, zu leben, wo ich wollte, dem Leben mein Glück abzugewinnen, welches es auch seyn möchte. Er nahm ja Abschied von mir, als würden wir uns nicht wiedersehen. So kalt hieß er mich hinziehen. Nur der Herr von Schlagborn sollte kein bürgerliches Mädchen heirathen. Gut denn! Schlagborn ist in Steiger verwandelt. Er hat den Nahmen abgelegt, und mit dem Nahmen die harte Bedingung, die nur an den Nahmen geknüpft war.

Mein Vater, das wußte ich, hatte die allerfreyesten Grundsätze über die Verbindungen der Liebe. Seine eigene Schwester, die in Rausch's Hause lebte, meinte sogar; ihr Bruder wäre glücklicher gewesen, wenn er hätte eine Verbindung treffen können, die er wünschte. Kurz aber, sein Verboth, so ohne Grund, so kalt, so eisern dahingeworfen, war sein Ernst; aber ich hörte auf, ein Schlagborn zu seyn, und hundertmahl

hörte ich ihn selbst sagen, daß das stille Leben, unter Arbeit und Genuß getheilt, in einer stillen Hütte das glücklichste sey, was der Mensch wählen könnte.

Ich war fröhlich entschlossen, glücklich zu seyn. Aber ich zitterte nur vor Marien. Denn sollte mein Plan ausgeführt werden: so mußte sie ihr väterliches Haus heimlich verlassen. Ach sie mußte alle schwere Opfer bringen! Sieh! das fürchtete ich.

Am Abend ging sie mit mir am Flusse hinab spazieren. Ich sagte ihr alles, alles was ich wußte. Sie erschrack heftig, und das Haupt auf die Brust niederbeugend, ging sie nachsinnend neben mir lange her.

„Meine Marie,“ sagte ich, „überlege auch das: wenn ich hundert Meilen von hier zu Hause gehörte, und du liebtest mich, würdest du mir in meine Heimath folgen?“

„O, wohin Ihre Hand mich führte, Ludwig! aber ohne Abschied, ohne Lebewohl von meinen Ältern? Ohne den Segen meiner Mutter? ohne ihre Umarmung? ohne sie wieder zu sehen?“

„Du sollst deine Ältern wieder sehen, in zwey Jahren; aber mein Nahme allein muß nur verschwiegen bleiben.“

„Und dürfte ich meiner Mutter schreiben, wie glücklich ich wäre?“

„So oft du willst, meine theure Marie!“

Sie sah mich hell an. „Ein Entschluß muß gefaßt werden, mein theurer Freund! aber jetzt kann ich ihn nicht fassen, jetzt, da mein Herz so voll von Wonne ist; aber bald —“

Wir lebten noch ein Paar Tage in der himmlischen Gegend; ich ging zurück, um weniger Verdacht zu geben. Ich trat vor meinen alten Gottfried hin. „Gottfried!“ sagte ich — „daß du mich liebst, weiß ich: kannst du mir treu seyn?“

„Liebster Herr Steiger, Sie kennen ja meine Liebe, meine Treue! In den Tod gehe ich mit Ihnen!“

„Das eben sollst du, Alter, in den Tod mit mir gehen; darauf rechne ich.“

„Weiß Niemand, wer ich bin?“

„Niemand auf der Erde, als ich und Sie.“

„Gut! ich habe den Nahmen Schlagborn auf ewig abgelegt, den Nahmen Steiger auch. Ich heiße von jetzt an Schlosser. Ziehst du dahin, wohin ich ziehe?“

„In den Tod!“

„Ohne daß je einer meiner Verwandten von dir erfährt, wer ich bin, ohne je mein Geheimniß über deine Zunge zu bringen?“

„Das kann ich versprechen, Herr! denn ich weiß, Sie werden mir nicht anmuthen, was ein ehrlicher Mann nicht dürfte.“

„Liebt mich mein Vater? was meinst du?“

Hier schüttelte der Alte den Kopf. „Wie ein Vater einen solchen Sohn freylich nicht,“ sagte er.

„Würde er, wenn ich stürbe, einen großen Schmerz fühlen?“

„Ich würde mit Ihnen sterben, o mein gütiger, lieber Herr! Ich bin schon jetzt halb todt! denn welch ein Geheimniß werde ich erfahren?“

„Das glücklichste von der Welt. Mein Vater verboth mir, nie die Tochter eines Bürgers zu heirathen.“

„Haben Sie es versprochen?“

„Nein, ein guter Engel hielt mich zurück, und mein Vater forderte mein Versprechen nicht.“

„Das glaube ich Ihnen, denn Ihr Herr Vater wäre ein glücklicher Mann geworden, wenn er selbst —“

„Nun, rede heraus!“

„Wenn er des Doctors Tochter hätte heirathen dürfen.“

„Leopoldinen? Warum durfte er nicht? Mein Vater —“

„Der Docter hatte es dem Major, glaube ich, auf dem Sterbebette versprochen, es nicht zuzugeben. Aber fahren Sie fort!“

„Ich liebe — Gottfried — ich liebe — ein Mädchen — Walthers Schwester.“

Gottfried sah mich halb an. „O die, die — Ich weiß nicht, ob Sie Recht thun — aber diese Marie ist ein Engel; das würde, glaube ich, der Doctor Ihnen selbst verzeihen.“

Ich sagte dem alten ehrlichen Mann meinen Plan. Er hatte viel einzuwenden. Aber er versprach, bey mir auszuhalten bis an den Tod.

Ich hob eine große Summe Geld. Ich machte eine kleine Reise; und im Gebirge, entfernt von der Landstraße, versteckt in einem reitzenden Thale, lag ein bequemes Haus mit einem schönen Garten, etwas Land, Wiese und Holz, das ein reicher Mann, in einem Anfalle von Menschenfeindschaft, eingerichtet hatte. Es stand schon seit Jahren zum Verkauf. Ich kaufte es unter dem Namen Schlosser sehr wohlfeil, mit allem Geräth; und das Asyl der Liebe stand für mich und Marien bereit.

Ich ließ meinen Gottfried dort, und nun sprach ich Marien. Sie kam mir mit einem glänzenden Gesicht entgegen. Ich erzählte ihr, alles sey bereit sie zu empfangen, und Marie willigte mit einer hohen Freude ein.

Sie hatte ihren Ältern, dem Nachbar und ihrem Bruder am Tische den Fall, in dem wir waren, vorgelegt, als hätte sie ihn gelesen, ohne aber meine Begebenheit hinein zu flechten.

Der Tanzmeister fuhr heraus, ehe der Hospitalprediger das Wort nehmen konnte: „Ich ehre die Ordnung wie Sie, lieber Nachbar; aber mit der Liebe, wenn sie rechter Art ist, das heißt vom Himmel, und die Sie nicht kennen, armer Mann, ist es etwas apartes. Was vom Himmel ist, hat kein Geboth. Nicht wahr, liebe Frau? hat kein

Geboth; denn hätte ich meine Frau da aus den Armen ihres Vaters weggerissen, hätte er eine Miene zum Nein gemacht. Nicht wahr, Liebe?"

„Aber Mariens Fall ist ganz anders, Nachbar!"

„Nicht ein Haar anders! Die Liebe verlangt von dem Mädchen, sie soll ihren Ältern den Nahmen des Geliebten verschweigen. Wenn das Mädchen glücklich wird, wenn sie an die Ältern schreiben darf, wenn sie die Ältern wieder sehen darf; so — die Liebe ist das freyeste im Himmel und auf Erden, wenn sie vom Himmel ist, setze ich hinzu. Nicht wahr, liebe Frau?"

Die Mutter stimmte lächelnd ein, wie sie gewohnt war. Der Nachbar ergab sich, weil der Tanzmeister hitzig wurde, und Marie warf sich mit der frohen Nachricht in meine Arme.

Ich redete mit ihr Zeit und Stunde ab. Ich hielt eine Nacht mit einem leichten Wagen am Felde vor der Hinterthür. Marie kam mit verweinten Augen, aber mit einem seligen Herzen. Sie stieg ein. Ich fuhr selbst. Am Morgen hielt ich vor der Capelle eines Wallfahrtsorts. Der Geistliche, den ich kannte, segnete unsere Ehe unter unsern wahren Nahmen ein, gab mir darüber seine Zeugnisse; und nach drey Tagen führte ich mein geliebtes Weib in das Paradies ein, wo wir unter den häuslichen Göttern des Glücks, der Liebe der Stille des Vertrauens, unser Leben zubringen wollten.

Ich reiste nun noch einmahl nach Hause, um meinem Vater und den edlen Doctor zu sehen. Meinen Vater traf ich nicht, aber den Doctor, der sich seinem Tode nahe glaubte. Er ließ mir durch seine Enkelinn ein versiegeltes Pack Papiere geben, und bath mich, sie nicht eher zu erbrechen, als wenn ich seinen Tod hörte.

Ich ging in Gesellschaft Leopoldinens, die meiner ersten Kindheit Gespielinn gewesen war, überall umher, in der reichen Schöpfung ihres Großvaters. Ich erstaunte in der That, Siegmund, da ich das Glück sah, das die Hand eines einfachen, ehrlichen, verständigen Mannes auf dieser Stelle der Erde verbreitet hatte. Mit einem schweren Gewicht fiel mir der Gedanke auf das Herz, was aus diesem Glück unter der Hand meines Oheims werden müßte, wenn mein Vater stürbe, und er sein Erbe würde.

Der alte Doctor führte mich, so schwach er sich fühlte, zu dem Grabe des Majors. „Hier schlummert“ sagte er: „der redlichste Mann. Er war treu seinem Gott, seinen Freunden, seiner Familie, seinen Mitmenschen. Das Glück der Gegend hier, glaube mir, Ludwig, sproßt aus seinem Grabe. Da, da, da, und da —“ er zeigte auf vier Gräber — „liegen seine Getreuen um ihn her. Ich war bestimmt, der Letzte zu seyn unter allen, und doch bin ich glücklich; denn ich wache für seinen Liebling, deinen Vater.“

Es war etwas unendlich rührendes in den Worten, in den Bewegungen des alten Mannes. Ich mußte mich losreißen von ihm, obwohl ich sehr wohl sah, daß er mich am wenigsten liebte. Er hatte mich ja am wenigsten gekannt. Ich reiste mit wundem Herzen zu meiner Marie nach Hohendorf ab. Ich sagte: ich ginge noch einmahl nach Italien.

Nun schrieb mein alter Gottfried aus einem Dorfe, dessen Nahmen undeutlich geschrieben war, an den Doctor, und gab ihm die Nachricht, daß ich krank geworden, und dann nach vierzehn Tagen berichtete er meinen Tod. Er sendete meine Papiere ein, wobey ein paar Zeilen von mir zum ewigen Abschied, und der Abschluß meiner Geldrechnungen lag. Gottfried schrieb zu gleicher Zeit, daß er mit einem andern Herrn, den er gefunden, nach Italien reise, und daß er, wenn er glücklich zurück käme, auf die Güter meines Vaters zurück kommen würde, um dort bis an seinen Tod zu leben.

Die Briefe gingen ab. Ich war todt. Mein Tod brach kein Herz, wußte ich, und so war ich glücklich. Aber die Papiere, die mir der Doctor anvertraut hatte, lagen schwer auf meinem Herzen. Doch ich war ja nun für ihn todt, und so löste ich das Siegel und las — las meines Vaters unglückliche Begebenheiten. Ich sah nun alles anders, ohne aber im mindesten eine Aenderung zu wün-

schen. Denn meines Vaters Mißtrauen gegen mich, der harte Befehl, den er selbst für Unrecht hielt, zeigte mir deutlich, daß er mich nicht geliebt hatte. Wie konnte er auch, da ich ihm fast ganz fremd war?

Ich verschwieg Marien alles, was sie beunruhigen konnte. Und, Siegmund, o Siegmund, wie unbeschreiblich glücklich lebe ich! Das ganze Erdenleben biethet mir keinen größern Himmel an, als in dem ich wallte, und als König herrsche. Mein Haus ist der Tempel des Friedens, der Liebe, und aller ächtern Freuden, die das Leben hat. Der Ackerbau ist meine ernste Arbeit, und manchmahl werde ich von der hohen Freude ergriffen, daß von meinem Hause das Glück der ganzen Gegend um mich ausgehen wird. Meine Obstzucht, meine veredelte Schafzucht, mein Schweizer-Vieh erregten zuerst die Neugierde, wohl gar den Spott meiner Nachbarn, und jetzt schon ihre Nacheiferung.

Ich habe Land zugekauft, nicht so viel, um ein Gut daraus zu machen, was ich aufgegeben habe, aber doch ganz und gar unabhängig als Landmann leben zu können. Meine Marie ist die Göttinn des Gartens, die lieblichste Hausfrau, und die heiligste Mutter. Ich habe einen Sohn, der ein Jahr alt ist, und nach vier Wochen feyere ich wieder das schönste Erdenfest der Geburt eines geliebten Kindes.

Wir lesen, wir machen Musik, aber nicht immer; aus ihrem reichen Herzen brechen immer neue Strahlen der Vollkommenheit hervor. O, oft, oft,

mein Siegmund, scheint die Wonne mir zu groß, zu reich für ein sterbliches Leben! Ich möchte, wie jener Grieche, irgend ein theures Gut in die Tiefe des Meeres versenken, um nur irgend einen Verdruß zu haben. Nein, Siegmund, nein! die Nemesis steht nicht an meiner Seite; denn, mein Glück ist kein Uebermuth. Es ist der einfachste, bescheidenste Genuß der schönsten, aber auch der natürlichsten Freuden, welche das Leben hat. Die seligen Geister sehen segnend auf meine Hütte herab; denn zwey einfache, selige Herzen machen sie zu einem Tempel des Friedens.

Steiger an Siegmund.

Hohendorf.

Acht Tage vor der schönen Feyer unseres Hochzeittages, sagte Marie, ihre Arme um meinen Nacken schlagend, zu mir; „in acht Tagen sind zwey Jahre vorüber.“

Und wir wollen den seligsten Tag unsers Lebens in deiner Aeltern Hause feyern, Marie!“

Da leuchtete das Auge in Freudenglanz und Thränen.

Ich fuhr mit meiner Familie ab. Mein Sohn saß neben der Mutter, meine Tochter lag auf ihrem Schooße. Ich sah mit jeder Meile, die wir zurückgelegt hatten, wie das Entzücken der Tochter,

und der Stolz der Mutter zunahm. Sie hatte sich sehr gut gekleidet. Ihr Strohhut mit Blumen geschmückt, hing modiger als je auf den blonden Locken. Sie trug allen ihren kleinen Schmuck, und erröthete doch ein wenig beschämt, da ich es bemerkte.

„Es wird meinen Aeltern Freude machen, liebster Ludwig!"

„Und auch dir selbst, meine Marie!"

Jetzt erst bemerkte ich, daß sogar das Pferdegeschirr mit blitzenden Schnallen und Quästen herausgeputzt war, das erste Geheimniß ihres Lebens das sie mir nicht vertraut hatte. Mir wallte das Herz in einer reinen menschlichen Freude, und ich vermehrte in der nächsten Stadt den Putz meiner Marie mit einigen kleinen Kostbarkeiten.

„O lieber Ludwig," sagte sie, da ich sie ihr gab: „das ist zu viel zu theuer, zu kostbar für unsere Reise dahin. Unsere Nachbarn würden mich nur für hochmüthig halten. Auch das hier will ich nur meiner Mutter zeigen, die darüber Freude hat. Du weißt nicht, wie behuthsam die Liebe seyn muß."

O wieder war die demüthige Seele größer, als ich sie mir dachte! Sie trug im Wagen den Putz für sich allein.

So kamen wir nach vier Tagen an. Ich ließ meinen Wagen und Pferde in einem Gasthofe, der vor der Stadt war. Und dann nahm ich meinen Sohn auf den Arm, und Marie ihre neuge-

borne Tochter, und so näherten wir uns dem Thor der Vorstadt.

„Ach,“ sagte sie ängstlich und mit Thränen, die keine Freudenthränen waren. — „Laß uns hier erst ein Wenig sitzen.“ Sie reichte mir die Hand, sie zitterte. — „Was fürchtest du, Marie?“

„Die lange Zeit von zwey Jahren, Ludwig! Wir wissen wohl, daß meine Aeltern noch leben, und das kaum. Ich weiß nicht, welch' eine Beklemmung mich ergreift, wenn ich das Thor sehe, und die Wohnung des Thorschreibers, und die Reihe Häuser da hinab. In jedem wohnen ja ein paar Menschen, die ich liebe. Mein Herz hängt an allen. Ach, ich dachte, dieser Gang sollte ein Freudengang werden, und nun — nun — o Ludwig, Ludwig!“ rief sie, und drückte das Gesicht an meinen Busen — „wenn wir nun hinträten, und eine Leiche käme uns entgegen, und es wäre meine Mutter! O, Gott verhüthe es!“

In dem Augenblick sprang ein kleines Mädchen über den Weg. „Leben Tanzmeister Trapps noch?“ fragte ich. — „O ja!“ rief das Kind. — „Sie sind beyde recht munter.“

Da sprang Maria auf. „Laß uns gehen, Ludwig!“ rief sie eilig, und sie trat mit schnellem Schritt unter das Thor.

„O alle guten Geister!“ rief der Thorschreiber, mit einem Gesicht, das wie eine Siegesnachricht

aussah: „Mamsell Marie? Gott sey Dank! da sind Sie ja wieder!“

„Meine Aeltern, Herr Thorschreiber?“ fragte, mit ängstlichen Schlägen der Brust, Marie.

„Wohl auf, und es geht ihnen viel besser, seit die Signora hier ist. O das hat sich alles in Freude verkehrt, und mit Walthern dazu! Der sitzt warm beym Baron Rausch, der ihn wie seinen Sohn liebt.“

Ich konnte meine Frage nach dem Baron nicht einschieben; denn der Mann war mit Marien so einzig, so freundlich beschäftigt. Marie hatte tausend Fragen, und er auch. Für die Antworten war kaum Zeit, und dabey winkte der fröhliche Mann, wenn Jemand seiner Nachbarn den Kopf durch das Fenster steckte, um nach den Fremden zu sehen, die mit dem Thorschreiber redeten, mit seiner Mütze, und so standen wir nach fünf Minuten von der halben Vorstadt umgeben.

Es war nur eine gemeine Scene, Siegmund, die von Handwerkern gemacht wurde; aber mir schlug das Herz dabey in großer Freude, denn, obwohl Marie glühete, um ihre glücklichen Aeltern zu sehen: so stand sie doch hier vor jedem still, und fragte nach allem. Jedes Kind wurde ihr gebracht zum Herzen.

Es war etwas rührendes, da sie mich den Leuten als ihren Mann vorstellte, wie jeder mir

die Hand schüttelte, und mir versicherte, es hätte von der ganzen Nachbarschaft keiner einen üblen Gedanken von Mariens heimlicher Abreise gehabt.

Zwischen diesen wechselnden Worten kam alle Augenblicke die Signora zum Vorschein, mit dem Zusatze, daß sie auch den Herrn Hospitalprediger, den Gott segnen wolle, zum Professor gemacht hätte. Dabey erfuhren wir, daß Mariens Aeltern und der Hospitalprediger in der Stadt wohnten.

Der neue Bewohner des väterlichen Hauses bath Marien mit Herzlichkeit, einen Augenblick einzutreten. Sie that es. Sie setzte sich sogleich auf die Stelle, wo ihre Mutter immer gesessen hatte, und so näherte sie sich schon symbolisch ihrer theuren Mutter.

Die schönen Johannis-Kronen Mariens, wurden nicht vergessen, und Marie warf einen Blick voll erhöhter Zärtlichkeit auf mich. Denn diese Krone verband uns ja!

Endlich ließ man uns gehen. „Beym Baron Rausch ist Walther?" fragte ich, um mein Geheimniß besorgt.

„Wer ist diese Signora?" fragte Marie, und so durchwanderten wir die Gassen der Stadt. Man zeigte uns die Wohnung des Professors. Marie eilte vorwärts, sie trat in das Haus, ich konnte kaum folgen, sie öffnete die Thür;

denn sie wußte ihre Aeltern wohnten unten links. Sie stürtzte ins Zimmer, sie sank ihrer Mutter zu Füßen, mit dem Freuden- und Angstgeschrey: „O meine geliebte Mutter! Hier ist Marie! Ihre Marie!“

O, und hätte ich alle Zungen aller Dichter, so könnte ich dir die Stärke des Auftritts nicht mahlen, wie der Himmel und alle seine feinsten, ewigen Geisterfreuden sich schnell über unsere Herzen herabsenkten, alles Irdische bedeckten und verzehrten, und wie doch wieder der Mensch die Erde mit Thränen bezeugte; wie die Verwirrung die Freude vermehrte, und leise Vorwürfe der Freude den geheimen, schönsten Reitz geben; wie die Tochter um die Knie der Mutter die Arme schlang, und zu schwach war, sich empor zu richten, um an der Mutter Busen zu ruhen; wie die Mutter zu der Tochter kniete, weil sie sie nicht empor heben konnte, um den Segen auf ihrer Tochter Lippen zu drücken, und die Thränen der höchsten Freude an der Tochter Busen zu weinen; wie der Tanzmeister da stand in einer schönen Stellung, wie er immer steht, wenn etwas sein Herz bewegt, die Arme ausgebreitet zu der Umarmung, und doch nicht die Umarmung der Mutter und Tochter zu stören das Herz hat, und endlich, endlich ruft: „sag' mir nur Herzens-Marie, ob dirs wohl geht? Ob du glücklich bist?“

„Glücklich wie eine Selige!“ sagte ich, und zog endlich seinen Blick auf mich, und die beyden Kinder, die ich trug.

Er sah die Kinder an, und sagte: „ich wage es nicht zu fragen, ob —" er zeigte auf die Kinder.

„Mariens Kinder, mein Vater! Ihrer glücklichen Marie Kinder und meine!"

Hier nahm er mir meinen Sohn ab. Er brachte ihn seiner Frau, legte ihn in ihre Arme, und rief: „ich bitte dich, Frau! Sieh doch, Mariens Sohn!" und dann zog er hastig, als wollte sie Jemand ihm entreißen, Marien an seine Brust.

So wurden nach und nach die Herzen in Freude aufgelöst, und ein allgemeines Schluchzen waren die Worte, welche die Natur uns übrig gelassen hatte.

Nun endlich, da die Herzen durch die Thränen leichter geworden waren, setzten sich Mutter und Tochter zusammen, und ein geheimes, schnelles, liebkosendes Geflüster, oft von Umarmungen unterbrochen, hatte die Stelle der erhabenen Rührung eingenommen. Ich sah, Marie erzählte von ihrer Wohlhabenheit, von ihrem geräumigen, vollen Hause, von dem Ansehen, in welchem ich in unserm Dorfe stand, und von dem Glück, das sie in meinen Armen genoß.

Dagegen zürnte der Vater mit mir, daß ich ihm seine Tochter entführt hatte, und fragte: ob nun das Geheimniß, das ihm und seiner Frau so viel Schmerz gemacht hatte, aufgehört habe.

„Lassen Sie das, lieber Vater, bis wir alle Theil daran nehmen können. Sie sehen, Marie und ihre Mutter —"

„Untersuchen, wer von beyden den feinsten Musselin trägt. Denn der Teufel weiß, die Weiber haben keinen andern Maßstab der Glückseligkeit, als das Auge der Nachbarinnen."

„Und Walther?" fragte ich, um abzulenken, und um zu erfahren, ob der Herr von Rausch mein Oheim, ihn bey sich hätte.

Es war mein Oheim in Schladebach um so weniger konnte ich mein Geheimniß Preis geben. Der Vater gab mir ein paar Briefe seines Sohnes aus Schladebach selbst.

In den Briefen herrschte eine melancholische Stimmung zwar, die aber im Abnehmen war, wie mir es schien.

Ich fragte nach Hassen. Der Tanzmeister wußte nicht ein Wort von ihm. Von Sophien wußte selbst meine Marie nichts. Ich schwieg.

In den wenigen Minuten, die mir der Tanzmeister von seinem Leben erzählt hatte, ich meinte Wunder wie viel! hatten die beyden Frauen ihr ganzes Leben gegen einander ausgetauscht. Marie, denn das Gespräch wurde nun allgemeiner, wußte, wie viel Silberzeug ihre Mutter wieder hatte, wie viel Schüsseln sie den Sonntag und die Wochentage hatte, kannte ihres Vaters Tanzkunden, wußte des Hospitalpredigers Beförderung mit allen

Umständen, kannte der Signora Lebenslauf in allen Details.

„O zum Henker!“ rief der Tanzmeister, Marie, da hast du den besten Theil meiner Freuden schon weg! Wie freute ich mich, euch so jeden Tag eine Stunde zu erzählen, wie deiner Mutter Leben wieder an zu blühen fing, und unseres guten Nabars zugleich. Wie deine Mutter ein Sofa ins Haus schaffte, und der Nachbar einen Folianten, sie da einen Atlas zu Überzügen, und er den Atlas von D'Anville. Woher weißt du das alles?“

Die Mutter erröthete, Marie lächelte; aber da die Mutter anhob, ihrem Manne unser Haus zu beschreiben, wie viel Zimmer es enthielt, wie die Zimmer möblirt waren: da rief er mir zu: „wie ich sagte: ist die Sündfluth der Schmerzensthränen oder der Freudenthränen vorüber: so sehen Sie nach der Feinheit der Schnupftücher, womit Sie alle die Thränen getrocknet haben. Wer hat Gevatter bey Mariens Kindern gestanden, Frau?“ rief er höchst komisch.

Die Frau lächelte verlegen; denn sie wußte alle Gevattern.

„Aber,“ hob er nun mit einer großen Weichheit an: — „sprecht euch nur aus! Und Gott sey gelobt, der euch so viel kleine Dornen in euer Leben legte, daß ein Mann darüber verzweifeln würde; Gott sey gelobt, daß er bey je-

dem Dorn eine kleine Rose steckte, die ihr alle pflückt. Ists denn eine größere Freude, daß ich jetzt wieder eine kremoneser Geige streiche? War es, wie ich sie weggab, um euch zu kleiden, des schweren Kummers werth, mit dem ich sie hingab? Ich gab sie hin, daß du aber nichts davon merktest, liebe Frau, obgleich ich mich nicht wenig über dein Ohr ärgerte; das war eine Freude, die größer war als mein Schmerz. Aber müßte ich sie noch einmahl hingeben, und die ganze Musik dazu — Gott verhüthe, daß ich nicht so verarme! — ich wollte es mit Freuden thun."

Da erfuhr die Frau zum ersten Mahl das große Opfer des großmüthigen Mannes, und sie fiel mit Thränen an seine Brust, ob sie gleich die Größe des Opfers nicht verstand.

Die Signora Spionirt.

Steiger, der jetzt unter dem Namen Schlosser ging, nahm seine Marie allein, und bath sie, den Ort ihres Aufenthalts ja nicht in ihrer Freude zu verrathen. Sie versprach es noch einmahl.

Jetzt aber drang der Vater wieder in Schlossern, sein Geheimniß zu entdecken. Schlosser versprach sich zu erklären, so bald der Nachbar zu Hause wäre.

Er kam gegen Abend. Die Freude Aller war unglaublich, da der Ehrenmann Marien, die in der vollendetsten Schönheit aufgeblüht war, und von deren Gesicht ihr Glück unverkennbar herabglänzte, an seiner Brust gehalten hatte. „Ich war besorgt um dich, meine Marie!" sagte er; — „aber man darf dich nur sehen, um zu wissen, daß du glücklich bist."

„Und ist der da besorgt," rief der Tanzmeister: — „so darf ichs noch mehr seyn; denn ich bin Vater, also heraus mit Ihrem Geheimnisse, mein Sohn!"

„Herr Sohn," sagte die Mutter —

„Ich bitte dich, laß mir den Herrn von dem Sohne!" Die Frau sagte zwar: mein Sohn! aber hatte sie ihn allein; so fiel sie in ihr Herr Sohn zurück. Das Wort Herr Sohn macht eine Mutter einen Zoll höher.

Schlosser erklärte dann, daß er seinen Aufenthalt nicht nennen könnte, ohne sich der Befürchtung eines Unglücks auszusetzen; aber er erklärte, daß er jährlich einmahl seine Schwiegerältern besuchen wollte, und daß Marie so oft schreiben könnte als sie selbst Lust hätte.

Der Tanzmeister stutzte. Mit finsterm Gesicht fragte er: „eine Schuld liegt auf Ihrem Herzen?"

„Nein," sagte Schlosser, sehr fest und ruhig: — „nein! Eine Schuld zwar, die aber der Tod getilgt hat."

„Sie,“ fragte der Nachbar mit ernster Stimme: — „Sie waren doch in keiner andern Verbindung mit einem Frauenzimmer?“

„Dann wäre ich ein Schurke, lieber Freund! Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich habe nie mein Wort gebrochen.“

„Wissen denn Ihre Ältern von dieser Verbindung, mit Marien?“

„Ich habe keine Ältern. Ich bin allein in der Welt. Ich habe keine Verwandten.“

Da seufzte die Mutter. Sie dachte, ein Findling, ein Kind der Liebe.

„Und doch verbergen Sie sich?“ fragte der Nachbar weiter.

„Ich verberge mich, um einen Befehl zu erfüllen, der mir heilig seyn mußte. So mußte er erfüllt werden, oder ich mußte untergehen. Marie weiß alles; aber sehen Sie sie an, ob sie nicht lächelt! Das könnte sie nicht, wäre ich schuldig.“

Der Nachbar verbeugte sich, trat einen Schritt zurück, und erklärte so, er sey fertig.

„Marie,“ fragte der Vater: — „du weißt alles, und bist zufrieden?“

„O von ganzer Seele!“ rief sie, ihrem Manne beyde Hände reichend.

„Mein Sohn Ludwig,“ sagte der Vater: — „mache deine Frau glücklich! Ich habe nichts mehr zu fragen; aber da auf dem ängstlichen Gesichte

meiner Frau steht noch ein ganzer Katechismus voll Fragen."

„Und willst du's der Mutter verdenken, wenn —" Sie war ängstlich, sie erröthete.

„Die Fragen, die eine Mutter haben kann, sind: Sohn, bist du ein Ehrenmann? Tochter, bist du glücklich? Frag!"

„Ohne Verwandte? ohne Ältern?"

„Ohne Ältern? Frau! liebe Frau!"

„Die er nicht nennen kann, oder darf? Wir sind unsern ehrlichen Nachbarn in der Vorstadt Rechenschaft schuldig."

„Das sind wir, Gott sey Dank! denn sie lieben uns. Aber Nachbar, ich wette meine kremoneser Geige gegen ein Brummeisen, eine Frau wars, die den Adel und den Stammbaum erfand und den Hochmuth dazu."

„Die Frau erröthete noch mehr; dann sagte sie: „ich soll nicht wissen, wo mein Kind wohnt?"

„Da hast du Recht, Frau, wenns nicht Neugierde ist!"

Die kleine Frau legte die Hand auf ihr Herz, um das zu versichern; aber sie sagte doch nichts, denn ihr Gewissen schlug ein Wenig. Sie beruhigte sich indeß; denn sie meinte, Marie würde nicht schweigen können.

Der Punkt war also abgemacht.

Am andern Morgen trat endlich Signora Valetti ins Zimmer, in dem ganzen Schmuck

einer reichen Kleidung, mit dem lauten Freudengeschrey: „das ist Marie! das ist sie endlich! Und das ist Herr Steiger!“ Sie verbeugte sich gegen Steigern fremd und doch vertraulich.

Steiger wußte nicht, sollte er seinem Ohr, oder seinen Augen trauen. Das war Sophie, die vor ihm stand, nur sechs Zoll höher als sonst, nur aufgeblüht in üppiger, himmlischer Schönheit, nur mit dem feinen Anstande, den das lange Leben in der großen Welt gibt. Daß sie sich fremd vor ihm verneigte, daß sie das Deutsche mit einem fremden Accente redete, machte ihn irre. Aber der Ton ihrer Stimme, aber ihr Gesicht? es war Sophie.

„Sophie!“ rief er freundlich, nach ihrer Hand greifend. Sie sah ihn lächelnd, zutraulich an, als sollte eben das Wort von ihren Lippen kommen: „ich bins!“ — „Sie sind Sophie?“ sprach er wieder. Sie lächelte wieder, aber wie errathend was er mit dem Nahmen wollte. — „Sind Sie nicht Sophie?“ fragte er wieder ungewiß.

„Sophie?“ fragte sie verwundert: — „Sophie? wie so? was meinen Sie damit?“

„Oder es wäre die höchste Ähnlichkeit, die je auf Erden zwischen zwey Menschen war!“

„Mit wem denn? Welche Sophie?“

„Mein Gott, Sie sind es! Sophie, Sie sind es! Es ist nicht anders möglich.“

Aber Sophie hielt sich so gut. Sie war so ohne alle Verlegenheit. Sie erkundigte sich nach dieser Sophie, so natürlich, so offen, so lustig sogar, und dazu ihre Größe, der Anstand, die volle fehlerlose Ausbildung der Sprache, der Figur, des Verstandes, war so groß, daß Steiger aufs neue zweifelte.

Da hob er an mit ihr Italienisch zu reden. Signora Valetti gerieth in ein begeistertes Entzücken, da sie ihre Muttersprache hörte. Sie antwortete mit einer Geläufigkeit der Sprache, sie erzählte ihm von Florenz, ihrer Vaterstadt, sie hatte den ganzen Kunstsinn einer Italienerinn, sie sang ein paar Venetianische Volkslieder, die er so oft auf den Brücken und dem Markusplatze von Venedig gehört hatte. Sie ahmte die Sprache der Gondoliers nach."

Wie hätte Steiger errathen können, daß Sophie die Sprache durch das Ohr mitten unter dem lustigen Völkchen der Operistinnen und Operisten gelernt hatte, und daß sie also ganz vollkommen Italienisch accentuirt redete? Wie hätte er errathen können, daß Sophie ihre Rolle als Italienerinn vollkommen Herr seyn mußte, um ihren Entschluß fest zu halten, nie wieder als Sophie zu erscheinen, selbst nicht, wenn Walther wieder käme? Wie hätte er also errathen können, daß Sophie eine Beschreibung von Florenz mit Kupfern fleißig studiert hatte, um diese Stadt

unbezweifelt für ihre Vaterstadt ausgeben zu können? Wie hätte es ihn nicht irre machen sollen, da ihm ein paar Tage darauf die Signora ein paar Briefe von ihrem Oheim zeigte, dem Canonicus Valetti, Briefe, auf denen das Italiennische Postzeichen stand? Sie hatte Briefe, Nahmen, Familie, Begebenheiten von einer Italienerinn bekommen, der das alles nichts werth war. Sie zeigte ihm einen vollgütigen Ablaß, den sie von ihrem Oheim hatte, ein Kreuz mit einem Stück von einer Reliquie, ein Geschenk ihrer Mutter; und da sie ihm zuletzt, aber mit deutschem Anstand den Tarantello aus Neapel tanzte: da sagte er: „es übertrifft alles was ich für möglich gehalten habe: Sie ist eine Italienerinn!"

Aber dennoch überraschte ihn die Aehnlichkeit mit Sophien oft so sehr, daß er troß den Briefen, troß dem Kreuz, sagte: „Sie sind Sophie!" Er stellte sie auf hundet Proben, er legte ihr eine Menge Fallen; er hoffte sie zu fangen. Vergebens! Sie ging so lustig in alle seine Fallen hinein, und doch wurde sie niemahls gefangen. Was ihn am Ende überzeugte, sie wäre nicht Sophie, war die frohe, leichtsinnige, unbesonnene Lustigkeit des Mädchens gegen den Ernst Sophiens — denn er hatte sie nie anders als ernst gesehen — und dann eine Falle, worin sie ihn fing.

Sie ließ sich von ihm Sophiens Geschichte erzählen, und auf einmahl gestand sie ihm, aber in einem Anfalle von Lachen und tollen Sprüngen, er hätte sich nicht geirrt, sie wäre Sophie!

„O mein Gott, Sophie! liebste Sophie, warum aber — wozu Ihre Verstellung?“

Sie erzählte ihm ein ziemlich glaubhaftes Mährchen von ihrem Plan, aber zwischendurch brach sie in lautes Gelächter aus, sprang über Tisch und Stuhle. Doch gab sie sich die ernsthafteste Mühe von der Welt, ihn zu überzeugen, sie wäre Sophie. Er wurde nun zweifelhaft. Er that Fragen an sie, die sie mit Anstrengung ihres Nachsinnens beantwortete. Endlich auf einem Spaziergange bath er sie, ihm das Gütchen zu zeigen, wo sie mit ihrer Großmutter gelebt hatte.

Da brach sie in ein lautes Lachen aus, das aber mit Verdruß gemischt war. Sie erklärte ihm gerade zu, sie wollte es nicht zeigen. Denn jetzt, da sie ihm gestanden, sie wäre Sophie, zweifelte er wieder daran. Er ging in die Falle hinein. Er war überzeugt, sie war nicht Sophie, und Sophie blieb richtig dabey, sie wäre Sophie.

„Aber,“ rief der Tanzmeister: „wer ist denn diese Sophie, um die ihr euch zankt?“

„Ich bins,“ rief Sophie, und legte die Hand auf das Herz. — „Walthers Geliebte, Väterchen! O lassen Sie ihn zurückkommen! O

Sie glauben wohl nicht, daß ich vor Neugierde fast sterbe, ihn zu sehen, der mich so treu liebte!"

„Sie haben ihn also noch nicht gesehen?"

Sie schlug sich selbst auf die Lippen; dann aber rief sie lachend: „Ich weiß wohl, was ich sage. Genug, ich bin Sophie!"

Da fragte sie endlich der Nachbar mit großem Ernst: „was daran sey," und sie antwortete eben so ernst: Ach, leider bin ich seine Sophie nicht! O glaubt mir, ihr guten Menschen, daß ich es gern, gern seyn möchte! Und da ich ihr so ähnlich sehen soll, da er Sophien geliebt hat, so — — aber das wäre ja ein Betrug! Nein! nein!"

Es war nebenher ein fröhliches Fest für Sophien, Steigern zehnmahl irre zu leiten in einem Tage, jeder seiner Listen eine stärkere entgegen zu setzen, und ihn zuletzt mit seinen eigenen Waffen völlig zu schlagen.

Aber das war dem fröhlichen, muthwilligen Mädchen nicht genug. So bald sie die Neugierde der Mutter bemerkte, den Wohnort Mariens zu wissen, war sie entschlossen, Steigern sein Geheimniß zu entreißen:

Sie konnte nicht begreifen, warum Steiger das verschweigen wollte. Sie beurtheilte den Menschen so ziemlich nach sich selbst; und da sie vollkommen Herr über ihre Handlungen war, Niemanden hatte, dem sie Rechenschaft schuldig war, so erklärte sie jede Abhängigkeit von Men-

schen, von menschlichen Vorurtheilen, für Furcht oder Pedanterie; das, glaubte sie auch, steckte hinter Steigers Geheimniß.

Ohne ein Wort von ihrem Plane zu verrathen, umfing sie in aller Stille die unschuldige Marie mit unsichtbaren Netzen. Auf ihren häufigen Spaziergängen mit Marien nach dem Berghause, das Marien die schönste Natur, und die Erinnerung an ihren schönsten Tag gab, ließ sich Sophie von Marien beschreiben, wo sie wohnte, den Fluß, die Berge, die Lage des Hauses. Dann wieder erforschte sie die Länge ihrer Reise bis hierher, und ob sie am Flusse herauf oder hinunter gereist waren. Die Fragen waren so unschuldig, daß Marie auf jede Antwort gab, außer die Nahmen.

Nun zog Sophie die Landkarte des Nachbars zu Rathe. An einem großen breiten Strome lag der Wohnort Mariens, und zwar stromauf, drey Tagereisen, und nach der Länge der Fahrt, etwa fünfzehn Meilen von hier, sam Fuße des hohen Gebirges. Eine Silberhütte war ganz nahe dabey, verrieth Marie im Gespräch, eine Glashütte auch.

Sophie las nach, und mit hoher Freude sprang sie auf, es war Hohendorf, wo Marie wohnte. Um den vollen Beweis zu haben, nannte sie einmahl, da Steiger abwe-

send war, in Mariens Gegenwart den Nahmen Hohendorf.

Sie hatte sich so gesetzt, daß sie Mariens Gesicht nur im Spiegel sehen konnte. So wie der Nahme Hohendorf genannt wurde, erröthete Marie bis an die Brust, und schlug das Gesicht nieder, damit Niemand ihre Verwirrung merken sollte. Mit angezogenem Athem horchte sie, ob die Signora mehr als den Nahmen wüßte. Aber die Signora fuhr lachend fort: daß sie nie einen närrischeren Menschen in Wien als diesen Grafen von Hohendorf gekannt hätte. Sie erzählte ein Paar Possen von ihm, und Marie war beruhigt.

Steiger, der durch des Nachbars ernste Unterredung mit der Signora völlig überzeugt war, sie sey nicht Sophie, und dennoch wieder zweifelte, erkundigte sich genau, wie sie an den Tanzmeister gerathen war.

„Was konnte Sie, Signora, die an die Bequemlichkeit und die Pracht Ihres Standes gewohnt war, bewegen, in die Vorstadt zu ziehen?"

„Sie werden lächeln, mein Herr Philosoph, wenn ich es Ihnen sage; die Sorge für mein Gesicht, für meine blühende Farbe, für den Glanz dieser Augen, was ihr bespottet, und warum ihr doch eine Welt in Flammen setzt. Früh aufstehen, in der freyen Luft leben, in dem Dufte der Pflanzen, sagte mir einmahl ein Arzt in Pa-

dua, sey die schönste Toilette der Schönheit; und dann, mein Herr, wenn Sie alles wissen wollen, war's Neigung, die mich in die unteren Stände der Menschen zieht. Ich liebe die Freyheit. Ich habe sie mit allem Schweren, was mein Stand hat, erkaufen müssen. Ich liebe noch mehr die Freude, die Lust des Lebens. Mein Stand konnte sie mir nicht geben. Der Stand über mir duldet mich nur, und so umgebe ich mich gern mit einer Welt, welche die gewöhnlichen Fehler der Menschen mit einem drolligen Ernst herausputzt. Mein liebster Gang ist noch jetzt in die Vorstadt zu meinem Schneider; dort kann ich herzlich lachen, und, was auch gut ist, ihnen wohlthun,"

Das alles bestätigte der Nachbar mit großem Ernst. Aber begreifen konnte Steiger doch die Signora nicht. Alle versicherten, sie sey das gutherzigste Geschöpf der Erde. Sie war die Seele der Familie des Tanzmeisters. Sogar der Hospitalprediger lernte von ihr seine alten Dichter verstehen. Sie hing an Tanzmeisters mit einer unbeschreiblichen — Liebe nicht; aber mit einem wohlthuenden Herzen. Die Mutter liebte sie fast als ihre eigene Tochter. Ihre Handlungen, alle waren großmüthig, edel, gutartig. Sie war frey von Neide, von Eifersucht, von Haß; aber sie lächelte jedes Mahl, wenn von einer erhabenen Großmuth die Rede war. Ihr Leben war tausendmahl besser und schöner, als die Grundsätze,

die sie frey bekannte. Die Liebe war ihr der Reitz des Lebens, mehr nicht. Sie lachte laut, wenn Steiger von der Liebe, als dem Göttlichen in des Menschen Herzen redete.

„Wie fingen sie es an, Marien zu lieben?" fragte sie lachend.

„Mariens jungfräuliche Unschuld, Signora —"

„Der Morgenländer, hab' ich gelesen, achtet sie noch höher: eitler Hochmuth des Mannes! Jede Nonne wäre also heiliger als Ihre Marie. Aber was mehr? was mehr?"

„Mariens Tugend."

„Die ungeprüfte, unversuchte arme Tugend! Sagen Sie die Wahrheit: Mariens sechzehn Jahre, ihr schönes Auge, die schlanke liebliche Gestalt, der ärgerliche Geschlechtstrieb, der die Liebe stärker macht, als alle Freundschaft, die Dankbarkeit will ich ausnehmen.

Kurz, Sophie wurde geliebt, selbst von Marien, und Steiger schüttelte über sie den Kopf; aber er gestand, daß ihre Gesellschaft höchst angenehm sey.

Er reiste endlich ab.

Der Besuch.

So bald Marie fort war, saß die Mutter mit trüben Augen da, aber ohne ein Wort zu sa-

gen. Der Tanzmeister ergriff seine Geige, und Sophie tanzte dazu, alles, um die trübe Mutter zu erheitern. Vergebens! Dann fing der Tanzmeister an, ihr die lebhaftesten Vorstellungen über die Thorheit ihres Unmuths zu machen. „Ehe du Marien wieder hattest, liebe Frau, warst du glücklich, und jetzt, da du sie glücklich weißt? O Weiber! Weiber! Ich habe da des Nachbars Euripides für einen Narren erklär, daß er so über die Weiber her ist. Liebe Frau, soll ich ihm eine Ehrenerklärung thun?"

„Ich sage ja kein Wort," antwortete sanft die Mutter, und trocknete das Auge.

„Alle Henker, das ärgert micht! Sagst kein Wort, und in jeder Bewegung, die du machst, fließen Thränenströme! Deine Hand schreyt wehe, daß einem die Ohren gellen."

Aber nach drey Tagen saß er eben so trübsinnig als seine Frau. „O ich wollte meine Cremoneser Geige drum geben, wüßte ich, wie der verdammte Ort hieße!" Jetzt kehrte sich das Blatt um; seine Frau mußte ihn trösten, und was das Schlimmste allemahl war, der Tanzmeister wurde dann untröstlich.

Die Signora that alles, um die Freude wieder herzustellen. Sie sang, sie tanzte, sie führte kleine lustige Schauspiele auf; aber die Freude war verschwunden, und die Dankbarkeit gegen die Liebe

der Signora erzwang nur ein unfruchtbares Lächeln.

„Nun denn," rief sie: — „so müssen wir es anders angreifen!" Sie kam mit dem Urlaub für den Nachbar auf vier Wochen zu Hause. Sie packte Kleider für alle in einen Koffer, und am andern Morgen hielt früh ein Wagen vor der Thüre mit Postpferden. Niemand wollte fort. Aber die Signora schwor, auf der Stelle das Haus zu verlassen, wenn man sie nicht begleiten wollte. Sie führte den Nachbar, der ihr gar nichts abschlagen konnte, zuerst in den Wagen, schmeichelte mit Thränen in den bittenden Augen die Mutter hinein, und tanzte mit dem Tanzmeister die Treppe hinab in den Wagen.

Der Wagen rollte fort. Neue Postpferde! Und schon war der Verdruß von allen Stirnen verschwunden. Endlich nach drey Tagen — Niemand wußte, wohin es ging, als allein die Signora — zeigte der Postillon auf einen Thurm in der Ferne: „das dort ist Staubbach."

In Staubbach ließ die Signora halten, und nachdem sie die Wirthinn ausgefragt hatte, gings zu Fuß über eine Wiese, dann durch einen schönen Wald junger Eichen, an dem das Gebirge in hoher Schönheit stieß. Ein Fußpfad führte sie in ein schönes Thal, rings von grünen Hügeln umgeben.

Da schien durch das Grün dunkler Linden ein schönes Haus, und ein liebliches Dorf.

Die Signora winkte Stille, hüpfte in das Haus, öffnete eine Thür, und da saß Marie auf den Knien des geliebten Mannes, ihr Kind an den Busen gedrückt.

Schlosser sprang auf, Marie flog ihrer Mutter in die Arme. „Wahrhaftig," sagte Schlosser lachend: — „ich hatte mein Geheimniß in guten Händen! Er sah Marien an; aber er hieß seine Freunde von Herzen willkommen.

„Ihre Thränen, Mutter, haben Marien doch mein Geheimniß abgewonnen!"

Marie sagte ein unschuldiges Nein, und alle zeigten sie auf die Signora, die schon ganz häuslich sich mit Mariens Sohne umhertrug.

„Und Sie, Signora?" fragte Schlosser.

„Als könnte ein Mann ein Geheimniß haben, ohne es zu verrathen!"

„Ich Ihnen verrathen?"

„Sie mir! Sie beschrieben mir Ihre Gegend. Ihr Dorf lag an einem breiten Flusse am Fuß des Gebirges. Am Fluß hinab gibts kein Gebirg, also am Fluß hinauf Sie nannten die Länge Ihrer Reise. Da gebrauchte ich fünf Finger zum Zählen, und des Herrn Nachbars Landkarte. Sie nannten eine Silber- und Glashütte. —"

„Nannte ich die?" fragte er, sich besinnend.

„Ja, Sie, mein verschwiegener Herr! und ich wußte alles, alles.“

„Ich weiß gewiß, Sie hatten noch andere Hülfe.“

„Ja, ein Erröthen Mariens. Ich nannte einmahl den Nahmen Hohendorf.“

„Signora, da konnten Sie mich nicht sehen, wie Sie den Nahmen nannten.“

„Auch nicht im Spiegel, Marie, wie roth Sie wurden, wie Sie das schöne Gesicht beugten, nur um die Röthe zu verbergen? Aber danken Sie dem Himmel, daß ich Ihr Geheimniß von Ihren Lippen stahl, mein Herr Philosoph!“

Hier erröthete Marie wieder; denn ihr fiel ein, daß sie die Verrätherinn gewesen war, und nicht ihr Mann; aber sie dankte es dem Mädchen, daß sie nicht verrathen wurde, und in dem ersten Augenblicke, da sie mit ihr allein war, schloß sie Sophien herzlich dafür an ihre Brust; aber ohne ein Wort zu sagen.

„Nicht wahr, Marie, Ihr Herz schlug ein wenig bey meiner Erzählung, und dieser Kuß ist der Dank, daß ich dem Manne die Schuld der Frau aufredete.“

Marie erröthete, sie wollte fort, ihrem Manne alles zu gestehen; die reine Seele!

„Ums Himmels Willen, Marie! Lassen Sie den Mann dabey, das wird ihm demüthigen.“

Ach, Marie gestand ihm doch, nach ih-

rer Ältern Abreise, ihre Schuld, und die List der Signora.

Die Signora nahm nun Schlossern allein. Sie sagte ihm auf den Kopf zu, daß er selbst sein Geheimniß nicht für gefährlich halten könnte, weil es so leicht zu entdecken gewesen wäre. „Sie sind ein edler Mann, sagt man. Ich habe nichts dagegen; aber wissen hätten Sie können und müssen, daß eine Mutter nicht glücklich ist, die ihre Tochter glücklich weiß. Wir Weiber müssen das Glück Stück vor Stück, und zwar mit Nahmen abzählen können. Uns ist an dem Nahmen eines Dinges mehr gelegen, als an dem Dinge selbst. Wir schmachten uns bey einem Geheimnisse, das uns fremd ist, zu Tode, und nun gar ein Geheimniß, was die geliebte Tochter betrifft! Wohin denken Sie? Es gibt kein Glück für uns, was nicht Ort und Stelle hat, und Nahmen, Vor- und Zunahmen. Sie haben Mariens Mutter mit Ihrem Geheimnisse Monathe lang unglücklich gemacht; denn der arme Weiberkopf der Mutter mußte durchaus dem Glück ihres Kindes, Gestalt, Form und alles, was in die Sinne fällt, geben. So ist der Mensch! der Mensch, mein Herr Schlosser! Das Wort Seligkeit ist nichts. Man muß den Himmel menschlich ausbauen, wenn man hinein verlangen soll. Sie konnten sagen: Ich wohne in Hohenberg oder Mailand, hundert Meilen von hier; so ergab die Mutter sich in die hundert

Meilen. Das Wort Geheimniß machte sie krank, und mich neugierig."

„Geschwind nennen Sie den Nahmen Ihrer Ältern, Geburtsort und Schicksale! Sie finden mich sonst auf dem Wege, Ihnen in sechs Wochen zu sagen: so hieß Ihr Vater! so Ihre Mutter! so Ihr Vaterland!"

Sie setzte ihm nun ernsthaft auseinander, wie unglücklich die Mutter durch sein Geheimniß gewesen war.

Schlosser sah sie starr an. „Und Sie nannten Hohendorf nicht eher?"

„Ich kann schweigen, mein Herr, glauben Sie mir! und fragen Sie den Nachbar, ob er weiß, in welcher Weltgegend er ist! So bin ich von einer Poststation zur andern die Kreutz und die Quer gezogen."

Schlosser gab ihr Recht. Er erzählte nun seinen Schwiegerältern, daß sein Aufenthalt kein Geheimniß mehr seyn dürfte. Alles Geheimnißvolle, alle Gefahr verschwand von seinem Leben, durch die Erzählung seiner Begebenheiten. Alle glaubten daran, nur nicht Marie, die sie besser kannte, und die Signora, die ihm nicht glaubte.

Da hohlte die Mutter einen langen Seufzer tief aus der Brust, und nun fiel sie mit Freudenthränen in ihrer Tochter Arme, und gestand nun wie viel geheimen Kummer, wie viel unruhige, schlaflose Nächte sie gehabt habe, ihre Tochter in

den Armen eines Mannes zu wissen, auf dessen Nahmen, Leben und Familie ein so dunkeles Geheimniß lastete.

Die Signora sah Schlossern triumphirend an. Jetzt ging die Mutter mit der glücklichen Tochter in triumphirender Liebe im Hause umher, im Garten, in den Feldern, und betrachtete und berechnete ihrer Tochter das Erbe ihrer Enkel.

„Nun erst,“ sagte die Mutter in frohem Entzücken — „nun erst ist alles dein, Marie, und mein, und deiner Kinder. Vorher war mir's, als hielte über alles ein Gespenst seine drohende Hand.“

„Ihr Geheimniß, Herr Philosoph?“ flüsterte die Signora Steigern zu.

„Wenn ich dich lächeln sah, liebste Marie!“ fuhr die Mutter fort — „so dachte ich mit Gram: ach, wie bald wirst du vielleicht erblassen, mein Kind, wenn nun das ungeahnte, unsichtbare Unheil über dich herab stürzt.“

„Liebe Frau,“ das verschwiegst du mir? trugst deinen Gram allein? Zwar hab ich doch dieselbe Furcht gebabt, denselben Gram. Dem Himmel sey Dank, jetzt sind wir glücklich!“ Die Ältern und die Tochter fielen sich schmerzlich-freudig in die Arme, und die Signora fragte mit nassen Augen Schlossern leise: „Sind Sie wirklich glücklich, mein Freund? Oder könnte ich helfen, oder mein Einfluß? Glauben Sie mir, ich kann

arm für das Glück dieser Menschen werden, wenn es seyn muß, glauben Sie mir."

Die Worte waren so weich, und doch wurden sie so muthig gesprochen, daß zum ersten Mahle Steiger mit vollem Vertrauen ihre Hand ergriff, und mit einem frohen Blick ihr sagte: „Edles Mädchen! Was aber bindet dich an diese Menschen?"

„Nichts als was Sie an Marien bindet, die Liebe, die Bewunderung ihrer einfachen Tugenden. Aber ich frage Sie, ob Sie glücklich sind, Schlosser, ob nicht ein Gespenst drohend in Ihrer Zukunft steht, wie die Mutter sagt?"

„Nein," antwortete Schlosser fest. — „Ich bin glücklich, liebe Valetti! Mein Geheimniß — Sie sehen, ich traue Ihnen — ist nicht furchtbar, mir nicht, nicht Marien, nicht den Ältern meiner Marie, es ist nur ein Geheimniß, zu beglücken, nicht zu betrüben."

„Sophie hatte ja selbst ein Geheimniß von der Art. Sie konnte ihn schnell begreifen. Sie lächelte ihm zu: Wir haben Einen Willen, lieber Schlosser, diese Menschen zu beglücken. Wenn Sie sie glücklicher machen als ich: so bin ich doch darin gleich mit Ihnen, daß mir kein Opfer, gar keins im Leben zu groß ist, das ich nicht willig für das Glück dieses Hauses hingäbe. Ich nehme Sie zum Zeugen dieses Versprechens!"

Schlosser sah die Signora an, er sah ihr Gesicht strahlen, ihren Busen in großer Bewegung sich heben. „Und Sie haben kein Geheimniß?“ fragte er eindringend.

„Sehe ich aus als ein Geheimniß, Herr Schlosser? Ich würde es Ihnen aus bloßer Gutmüthigkeit verrathen, hätte ich Eins?“

Die Familie war nun endlich glücklich, und Walthers Briefe vermehrten das Glück; denn seine Briefe waren voll von den edlen Menschen, mit denen er lebte, und von den Freuden, die sein Herz überschütteten.

„O Nachbar!“ rief der Tanzmeister — „sind wir nicht glücklich?“ Die Frau schlug den Blick gen Himmel, die Signora trallerte laut auf vor Vergnügen, und machte ein Paar frohe Luftsprünge; der Nachbar murmelte einen Vers aus einem alten Dichter, daß alles vergänglich sey, nur nicht die Tugend.

Ende des ersten Bändchens.

In derselben Buchhandlung wird Pränumeration angenommen auf die

Neue romantische

Unterhaltungs-Bibliothek.

Bereits erschienen ist:

Undine,

eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Irrlichter,

von Gustav Schilling, zwey Bände.

Die Gestalt auf dem Grabmahle.

Vielleicht Gespenstergeschichte,

von F. Laun.

Kleine Erzählungen,

von

Caroline Baronesse de la Motte Fouqué.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Walther oder das Kind vom Schlachtfelde

Bd.: 1

Berlin (1814)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461-e(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721431-4